



Prof. Dr. A. Nitschke

Beiträge zur Zeit

Vorträge

gehalten am 8. November 1991
aus Anlaß des 65. Geburtstages
von August Nitschke

Hrsg. von Herwarth Röttgen

Herausgegeben im Auftrag des Rektorats der Universität Stuttgart
von Jürgen Hering

Redaktion:

Prof. Dr.-Ing. Gerhard Kohn

Prof. Dr.-Ing. Andreas Reuter

Prof. Dr. phil. Herwarth Röttgen

Prof. Dr.-Ing. Werner Schiehlen



1992.19178

© Universitätsbibliothek Stuttgart 1992
Postfach 10 49 41, D-7000 Stuttgart 10
Telefon (07 11) 121-22 22; Telefax 121-35 02

Satz und Druck: Offizin Chr. Scheufele, Stuttgart

ISSN 0940-0710

ISBN 3-926269-07-3

Inhalt

Vorwort	7
Arno Borst: Karl der Große und die Zeit	9
Harald Weinrich: Am Puls der Zeit. Linguistische Beobachtungen und Anmerkungen zum Zeitsinn	22
Herbert Heckmann: Zeit nimmt sich Zeit, Zeit braucht Zeit	38
August Nitschke: Dankbar, zerstörend und fordernd: die Zeit	46

Vorwort

August Nitschke wurde am 8. November 1991 in einer akademischen Feierstunde im Senatssaal der Universität Stuttgart aus Anlaß seines 65. Geburtstages gefeiert. Zu diesem Anlaß wurde ihm auch die Festschrift „Das Andere Wahrnehmen. Beiträge zur europäischen Geschichte“ überreicht, die Martin Kintzinger, Wolfgang Stürner und Johannes Zahlten herausgegeben haben. Die drei Vorträge aber, die an diesem Tage gehalten wurden und sich mit der Zeit, dem Medium der Geschichte befaßten, wurden bisher nicht bekannt gemacht.

Das soll nun mit dem vorliegenden Bändchen in der Reihe „Reden und Aufsätze“ geschehen, die von der Universität Stuttgart herausgegeben wird.

Die Aufsätze widmen sich dem Zeitverstehen am Beginn des Mittelalters um die zentrale Gestalt Karls des Großen, der Zeit im lebendigen Mittel der Sprache und der Zeit in einem Beitrag der ganz persönlich zu August Nitschke geknüpften Gedanken und Assoziationen.

In allen drei Beiträgen wird das hervorgehoben, was auch das vorgegebene Thema bestimmt: das Leben des bewegten Menschen und die Bewegungen, die ihm als Maß zugrundeliegen.

So haben wir auch August Nitschke selbst gebeten, sich diesen Beiträgen mit einem eigenen anzuschließen, der zugleich auch in seinen Dankesworten anklang. In ihm zieht er auch eine summa seines Arbeitens, Denkens und Forschens an der Stuttgarter Universität.

Stuttgart, im September 1992

Herwarth Röttgen

Arno Borst

Karl der Große und die Zeit

1.

In der modernen Geschichtsschreibung gilt Karl der Große als monumentale Verkörperung seiner Zeit und souveräner Herr über sie. Er war ja wirklich Herr über den Augenblick, den er asketisch einteilte oder sinnlich auslebte; Herr über die Entwicklungen, die er in wenigen Wochen zerschlug oder jahrzehntelang abwartete; Herr über das Zeitalter, in dem er jede Bewegung an sich zog oder von sich stieß; Herr über die Geschichte, da er bei Augustus lernte und auf Napoleon wirkte. Wenn das die ganze Wahrheit wäre, wüßten wir über Karls Zeitverständnis Bescheid; dann hätte er, wie Ranke ihn schildert, „die einfache Ruhe einer großen Seele“ besessen und aus dieser Mitte frei über die Zeit verfügt.

August Nitschke bemerkt in seinem Hauptwerk „Körper in Bewegung“ 1989 wie an vielen anderen Gestalten der Geschichte auch an Karl dem Großen Verhaltensweisen, die dem scheinbar gesicherten Bild der Forschung radikal widersprechen. Demnach tat sich Karl schwer, hinter dem Chaos der Erscheinungen und Wandlungen eine bleibende Gestalt zu erkennen und zu verwirklichen, denn lebenslang fragte er, was ihm die Zeit im ganzen zu sagen habe und jetzt im einzelnen auftrage. Nitschke macht eigentlich nur beiläufige Beobachtungen und stützt sie auf wenige Quellenzeugnisse; aber wenn er recht gesehen hat, müssen wir Karls ganze Geschichte neu durchdenken, und zwar von seinem Zeitverständnis her.

Nitschke macht darauf aufmerksam, daß Karl erst lernen wollte, was unser-eins anscheinend seit jeher versteht: mit der Zeit zu rechnen. Karl fragte 798 seinen Hauptberater, den Angelsachsen Alkuin, nach den Zahlen, nicht nur wie wir Modernen nach ihrer *ratio*, auch nach dem *mysterium numerorum*. Alkuin antwortete, die Ordnung der Zahlen sei nach Graden der Vollkommenheit gestuft. Die vollkommenste aller Zahlen sei die Sechs, als Summe ihrer Teiler, 1, 2 und 3. Dieselbe Ordnung durchleuchte die Zeiten. Die Tage jedes tropischen Sonnenjahrs fügten sich in Sechserreihen: Sechsmal sechzig Tage plus dreißig durch sechs Tage plus sechs Stunden. So spiegelten sie das Sechstageswerk des Welterschöpfers, das sonntags

begann und am sechsten Tag gekrönt wurde mit der Erschaffung des vollendetsten Lebewesens, des Menschen.

Dieselbe Struktur entfalte sich seitdem in den sechs Zeitaltern der menschlichen Welt. Deren sechste und vollkommenste Epoche sei mit der Geburt Jesu Christi angebrochen und werde am Ende der Weltwoche in den himmlischen Sabbat einmünden. Diese jüdisch-christliche Zahlensymbolik band alles Vergängliche in einen Prozeß der Perfektion, den die Weisheit des Schöpfers von Ewigkeit zu Ewigkeit lenkt. Die Menschen der Gegenwart nahmen an ihm teil, wenn sie seine Logik erkannten und danach handelten. Nun mußten sie nicht mehr den immergleichen Wechsel der Jahreszeiten und Menschenalter über sich ergehen lassen, sondern konnten durch Liturgie und Ökonomie ihre Zeit so steuern, daß sie der Vollendung näherkam.

Aber zu eindeutigen Worten, gar zu einmütigen Taten fanden die Sterblichen nicht leicht. Nitschke beobachtet an Karls Äußerungen spätestens seit 807 wachsende Unsicherheit, Selbstvorwürfe angesichts von Hungersnöten, Seuchen und fortwährenden Kriegen. „Er mußte sich fragen, ob möglicherweise die Wünsche Gottes von ihm nicht wahrgenommen oder falsch verstanden worden waren.“ Wenn es so war, dann hatte er seine herrscherliche Aufgabe verfehlt, nach den Weisungen Gottes die Menschen ermahrend und fordernd zu verändern. Dann mußte der Kaiser und sein ganzes Volk, wie er 810 schrieb, „Gott bitten, daß er uns zeigen möge, in welcher Weise unser Verhalten ihm gegenüber gebessert werden müsse“. Dann stand die Karolingerzeit noch längst nicht fest im sechsten Weltalter, jener Phase letzter Vollkommenheit, die zur Ewigkeit hinlenkte. Um die Tragfähigkeit und Tragweite von Nitschkes Hinweisen zu prüfen, wollen wir sie als Fragen auffassen, diese den zahlreichen, meist ungedruckten Quellen zur Zeitbestimmung in Karls Epoche vorlegen und hören, was sie darauf antworten.

2.

Der Frankenkönig trat 768 in eine festgefügte Ordnung der Zeiten und Räume ein, die von angelsächsischen Missionaren gelehrt, letztlich vom römischen Papsttum geprägt worden war. Karl fand sie im Kalender des prächtigen Purpur-Evangelistars, das er für sich und seine Frau seit 781 schreiben und ausmalen ließ, im frühesten großen Kunstwerk der Hofschule. Da standen als christliche Hauptfeste neben den Tagen des Herrn,

Mariens und der Apostel im Heiligen Land die Namen der alten Märtyrer im Römischen Reich. Aus näheren Zeiten und Räumen kamen keine Franken hinzu, nur fremde Glaubensboten, die Romanen Benedikt und Remigius, der Ire Kilian und der Angelsachse Bonifatius.

Das christliche Kirchenjahr, in dem ihre Gedenktage stets wiederkehrten, richtete sich nach dem Osterfest, also nach dem jüdischen Mondmonat. Eingebettet war er in die Monate des römischen Sonnenjahres und in die verchristlichten sieben Wochentage. Nur wenige Naturerscheinungen wurden mit veralteten Daten aufgenommen, die Anfänge der vier Jahreszeiten sowie, davon getrennt, die Tagundnachtgleiche im Frühjahr und die Sonnenwende im Sommer. Es fehlte jeder Hinweis auf aktuelle Merkmale, den Wechsel der Kennzahlen für Mondjahr und Wochentag, den Anfang der Mondschartmonate und der Tierkreiszeichen, auf die Termine bäuerlicher Arbeit und herrschaftlicher Verwaltung schon gar. Uralt und fern erschien dieser Einklang des Heiligen mit dem Natürlichen, menschlicher Einwirkung völlig entrückt.

So unerschütterlich der Kalender aussah, so schwankend wirkten die Lehrbücher, nach deren Anleitung man Kalender hätte verändern können. Merowingische Zeitrechner brauchten kein Lehrbuch; sie fügten sich von Fall zu Fall päpstlichen Weisungen, auf die zu hören Bonifatius den Klerus erzog. Der römische Zentralismus suchte seit dem 5. Jahrhundert die Kultordnung von Weihnachtsfest, Ostertermin und Kirchenjahr einheitlich und langfristig zu regeln, nach rationalen, zumal arithmetischen Verfahren. Um so eigensinniger wandte sich 737, als der vorletzte Merowingerkönig starb, ein anonymer Franke gegen die Vorschriften der Lateiner und bekannte sich zu älteren, griechischen Grundsätzen. Die Alexandriner hatten seit dem 4. Jahrhundert bloß einzelne Daten für einzelne Orte autoritativ verkündet, sich dabei auf Himmelswunder berufen und damit orientalischen Regionalismus gefördert. Gottes Schöpfung war ihm zu vielgestaltig und zu unbegreiflich für einen einheitlichen und durchschaubaren Zeittakt.

Kein Wunder, daß die Iren diese Tradition aufgriffen und daß irische Traktate seit etwa 760 auch in der fränkischen Landeskirche kursierten. Sie kompilierten Rechenformeln ohne Zusammenhang, aus denen sich jeder Würdenträger aussuchte, was ihm gefiel. Gegen die irische Zersplitterung hatte der Angelsachse Beda 725 zwar die römische Einheit von neuem verfochten, doch sein Zeitbuch war ein umfangreicher Codex zum Nachdenken, kein dünnes Heft zum Nachschlagen. Deshalb brachten die angelsächsischen Missionare auf den Kontinent wohl den Mythos von Bedas Meisterschaft mit, von seinem Buch jedoch nur Fragmente. Ein fränki-

sches Lehrbuch zog sie 760 didaktisch geschickt heran, fand aber im Wust der Legenden und Daten, der Schichten und Schulen kein folgerichtiges Prinzip.

Die dritte Sparte der Zeitbestimmung, Messung durch Uhren, war am schwächsten entwickelt. Kalender und Lehrbücher des 8. Jahrhunderts kopierten öfter Zeichnungen von zweierlei Uhren, beide aus insularen Quellen geschöpft und auf antike Modelle gestützt: Sonnenuhren, die den Körperschatten des Menschen mit Hilfe der Länge seines Fußes in ungleich lange Tagesstunden umsetzten, und Monduhren, die aus den Phasen des zu- und abnehmenden Erdtrabanten die wechselnde Dauer des nächtlichen Mondscheins erschlossen. Beide Typen erbrachten bloß ungefähre Schätzungen; doch für die fränkische Lebenspraxis genügten sie, wenigstens in dem engen Rahmen, den die Seßhaftigkeit von Adligen, Mönchen und Bauern zog.

Mönche wußten aus Büchern, daß ihre Vorgänger noch vor zweihundert Jahren weit kompliziertere Stundenweiser besessen hatten, neben Sonnen- und Monduhren auch Wasseruhren, von denen man sogar bei bedecktem Himmel und nachts den Stundenrhythmus der Chorgebete ablas, außerdem Sternenuhren, die dem Nachtwächter am Aufzug und Untergang von Sternbildern anzeigten, wann er den Konvent wecken mußte. Im Westen verstand nördlich der Alpen niemand mehr solche mechanischen Uhren zu bauen. Wozu auch? Im gemeinsamen Arbeiten und Beten schliff sich der Rhythmus einer kleinen Gemeinde von selbst ein; für die nächtlichen Ruhepausen genügten Vesperläuten und Hahnenschrei.

3.

Der Frankenkönig Karl sprengte diesen dürftigen Rahmen, sobald er fest im Sattel saß. Seit 782 ließ er sich durch den Angelsachsen Alkuin, einen Enkelschüler Bedas, in Mathematik und Astronomie einführen, um zu begreifen, was Zeit sei. Karls Biograph Einhard notierte es staunend: „Viel Zeit und Mühe verwendete er darauf. Er lernte die Kunst der Zeitrechnung, *artem computandi*, und erforschte mit emsigem Fleiß und unbändiger Wißbegier den Lauf der Gestirne.“ Karl rückte Zeitrechnung und Sternkunde näher zueinander, als Beda und Alkuin wünschten. Denn die Bibel hatte beide Bereiche säuberlich getrennt. Am Anfang schuf Gott Sonne und Mond, „damit sie den Tag von der Nacht unterschieden und Zeichen setzten für die Zeiten, für Tage und Jahre“.

Die Sterne jedoch sagten dem Menschen nichts: Gott allein „hat die Menge der Sterne gezählt und jedem den Namen gegeben“. Alles andere war Astrologie, mithin Götzendienst. Für Karl aber traten neben Sonne und Mond die Fixsterne des Tierkreises und die Wandersterne der Planetensphären, Zeitzeichen anscheinend auch sie. In Karls altfränkischem Kalender fehlten sie; Zahl, Name und Bewegung der Himmelskörper standen anderswo verzeichnet, in den Kosmologien römischer Heiden, Hyginus, Plinius, Macrobius, Martianus Capella. Die karolingische Renaissance, die diese antiken Texte wieder ans Licht zog, entsprang keiner subtilen Ästhetik, sondern dem eisernen Willen Karls, mit allen Erscheinungsformen der Zeit zu rechnen.

Seine Wünsche in einen neuen Typ von Kalendarium umzusetzen, wagte 789 die junge, von Karl besonders geförderte Abtei Lorsch. Sie kopierte und erweiterte einen ursprünglich römischen Monatskalender, der zwischen 705 und 750 in Bedas Heimatabtei Jarrow ausgebaut und um 780 von Nordengland nach Mainz gebracht worden war. Neben einer Vielzahl römischer und insularer Märtyrer nahm er fränkische Glaubenszeugen auf, darunter die karolingischen Hausheiligen Arnulf von Metz und Gertrud von Nivelles. Sogar Karls eigenen Geburtstag trug man zum 2. April nach. Der Schluß zählte vom Ursprung der Welt 5199 Jahre bis zu Christi Geburt, von da bis in 21. Jahr König Karls 789 Jahre. Hier erwuchs ein Pantheon mit Karl in der Mitte.

Außerdem vermerkte der Lorschener Kalender zahlreiche kosmische Zeitsignale, vom Eintritt der Sonne in jedes Tierkreiszeichen bis zur Dauer der Tag- und Nachtstunden in jedem Monat. Festgehalten wurde ferner nach Plinius Aufgang und Untergang bekannter Sternbilder in der mediterranen Antike, daneben auffällige Erscheinungen an Sonne, Mond und Planeten in den letzten dreißig Jahren. Schließlich sammelte man die wichtigsten Merksdaten, obendrein Ketten von Merkversen zur Zeitrechnung. Damit war ein Musterkalender geschaffen, der die Gegenwart in sämtliche Formen der heiligen, natürlichen und geschichtlichen Zeit einbezog.

Im selben Jahr 789 verlangte der König von allen Priestern im Reich, daß sie wie mit Psalmen, Noten, Melodien und Grammatik, so mit der Zeitrechnung vertraut und mit korrekten Lehrbüchern darüber versehen sein müßten. Da es solche Bücher noch nicht gab, mußten Karls Berater sie schleunigst verfassen, und das war schwieriger als das Kalendermachen. Das fränkische Lehrbuch von 760 wurde 792 neu bearbeitet, bequemte sich freilich nicht zur Einbeziehung der antiken Sternkunde. Auch Alkuin selbst, der ihr näher stand, stellte mit fliegender Feder ein „Jahrbüchlein“ zusammen, ge-

stand dem König aber, es biete nichts Neues, bloß eine Kompilation aus Lehren der alten, hauptsächlich irischen Weisen und seines Meisters Beda. Karl gab sich mit solchen eifertigen Kompromissen nicht zufrieden und bestand auf der Abfassung eines neuen Lehrbuchs, das seinen Bestrebungen entsprach. Gehör fand er vermutlich nicht in Aachen, sondern in Verona. Dort, am Hof des Bischofs Egino, der aus Alemannien kam und zu Karls hochgebildeten Helfern gehörte, nahm man die Daten der antiken Naturkunde so ernst wie die Perspektiven von Bedas kirchlichem Zeitbuch. Wenn die Veroneser Domgeistlichen die Fragen liturgischer Zeitbestimmung durch astronomische Beobachtungen erweiterten, die Antworten mit arithmetischen Berechnungen strafften, konnten fränkische Dorfpfarrer Erstaunliches lernen.

4.

Das Lehrbuch, 793 entstanden, in siebenzig Kapitel gegliedert, nannte sich wie die Kompilation Alkuins bescheiden „Jahrbüchlein“, rechtfertigte diesen Titel aber zu Beginn mit einem Paukenschlag. Es definierte nicht bloß Sonnenjahr und Mondjahr, sondern sieben verschiedene astronomische und liturgische Jahre, hauptsächlich Planetenjahre von ganz unterschiedlicher Dauer; erst nach 532 Sonnenjahren stimmten sie alle zueinander, nach einem Zyklus von sechzehn Menschenaltern. Damit war der kurze hebräische Mondmonat als Dominante der Naturzeit entthront. Als vernünftigster Jahresbeginn für geschichtliche Zeiten wurde der römische Neujahrstag festgelegt, die Ermittlung der Jahreszahl also von der Osterberechnung getrennt.

Die Regeln zur Fixierung heiliger Zeiten stützten sich freilich allein auf Fleischwerdung und Auferstehung Jesu Christi, nicht auf die Dauer der geschaffenen Welt. Zwar füllte man damals in Verona den Lorscher Kalender mit weiteren astronomischen Daten nach Plinius, aber das Jahrbüchlein begnügte sich mit einem Heiligenkalender. Auch die Vorliebe für handfeste verbale Regeln anstelle von Zahlentabellen mutet herkömmlich an; viele liturgische Formeln stammten aus irischen Schriften, die man nahebei im Kloster Bobbio ebenso eifrig kopierte. Doch wurden sämtliche Regeln aktualisiert und vereinheitlicht; sie galten für das gegenwärtige Jahr 793 nach der Fleischwerdung des Herrn. So machte das Lehrbuch die römischen Sonnenjahre nach Christi Geburt definitiv zu Maßeinheiten für längere, vereinbarte Zeiten.

Als Maß für kürzere, vorgegebene Zeiten trat an die Stelle der Stunde vollends ihr Bruchteil, eine Sechzigstelstunde, weil sie die Bewegungen der Sterne exakt erfaßte. Am Schluß weitete sich der Horizont von neuem ins Globale und Antike. Wie Pythagoras erwiesen und Plinius überliefert habe, überstiegen die kosmischen Räume zwischen den Planeten alles menschliche Maß. Vom irdischen Zentrum zur äußersten Peripherie des Tierkreises rechne man 109375 Meilen; das war fast hundertfünzigmal die Strecke von Aachen nach Rom. Die vielfältigen Bewegungen in Gottes Weltbau ließen sich nicht in ein paar glatte Symbolzahlen pressen, hingegen auf Schritt und Minute nachrechnen. Das allein konnte künftig Zeitrechnung heißen, wenigstens in der geschichtlichen und der natürlichen Zone.

Karl fand das Lehrbuch, das der heiligen Zeit noch eine Sonderstellung zugestand, wohl zu halbherzig. Jedenfalls wandte er sich bald jüngeren Beratern zu, deren Namen und Herkunft wir nicht kennen. Sie suchten Karl zu überreden, aus den neuen Erkenntnissen praktische Folgerungen zu ziehen und den kirchlichen Kalender nicht weniger gründlich umzubauen als den weltlichen. Denn das stand inzwischen fest: Die fahrigen Analogien von Alkuins Zahlensymbolik vernebelten bloß, daß Gottes Weltbau auf größte und kleinste Zahlen gegründet war. Um die Zeichen seiner Zeit richtig zu deuten, mußte der König nicht bloß ein paar Festtage begehen, sondern sämtliche Himmelserscheinungen auf Schritt und Minute beachten.

5.

Über diese Frage kam es kurz vor der Jahrhundertwende zu einer Auseinandersetzung, die wir fast nur aus Alkuins Briefen an Karl kennen; dessen Ansichten lassen sich freilich leicht aus Alkuins Reaktionen erschließen. Der alte Alkuin, inzwischen von Karl zum Abt in Tours befördert, protestierte im November 797, offenbar wolle der König, von Knaben beraten, den Mondkalender und damit die Osterberechnung umkrempeln, sogar den Jahresanfang verlegen, nicht weiterhin wie die Lateiner „das Jahr mit der Geburt Christi und dem wachsenden Sonnenlicht beginnen“, sondern im Herbst wie die alten Ägypter. Da drohe dem Reich buchstäblich ägyptische Finsternis. Richtschnur für Zeitbestimmung dürfe doch kein starres Regelschema von Zahlen sein, sondern zuerst die Autorität der Väter, dann das Gebot der Vernunft und erst zuletzt die Schularithmetik.

Karl ließ sich nicht beirren und antwortete mit einer arithmetischen Frage: wie schnell sich wohl die Sonne durch ein Tierkreiszeichen bewege. Alkuin

wich nicht mehr ins Grundsätzliche aus und räumte im Juni 798 ein, daß diese 30 Tage und zehneinhalb Stunden kleinere Recheneinheiten verlangten als die von Beda favorisierte Stunde. Er war bereit, mit den von Beda verpönten Atomen weiterzurechnen. Vom Furor mathematicus gepackt, setzte Karl unerbittlich nach und blamierte den alten Lehrer: Alkuin habe sich im letzten Brief um eine Viertelstunde verrechnet. Dann besann sich der König, daß es mit Arithmetik allein nicht mehr getan war, und kam mit einem astronomischen Einwand: Ob man den Lauf der Sonne überhaupt so genau angeben könne? Gehörte Sonne und Mond nicht zu den sieben Planeten und bewegten sie sich deshalb nicht ebenso irregulär wie die anderen fünf?

Alkuin widersprach solcher Skepsis im September 798 und bemühte sich, an den arithmetischen Relationen zwischen Mondstunden und Sonnentagen ihre Regelmäßigkeit zu beweisen, sogar eine kombinierte Sonnen- und Monduhr zu entwerfen. Doch wußte er eine auffällige Anomalie im Lauf des Planeten Mars nur unzureichend zu deuten: Warum stand er letztes Jahr überhaupt nicht am Himmel und dieses Jahr ständig? Karl argwöhnte, das sei rational nicht erklärbar, und rettete sich aus der Skepsis zurück ins Vorurteil: Waren die Irrwege des kriegerischen Planeten nicht ein böses Vorzeichen für das Reich? Alkuin beteuerte fast verzweifelt, wenigstens der Lauf von Sonne und Mond sei vorauszuberechnen.

Doch Karl fragte im März 799 mißtrauisch zurück, warum dann der Ostermond dieses Jahr viel größer aussah, als er nach Bedas Rechnungen durfte. Der Alte in Tours warnte vor eiligen Folgerungen, teilte aber wenigstens die Sorge seines Herrn um die Zukunft der Welt. Übersahen die Aachener Jungen vor lauter Gelehrtenstolz und Recheneifer etwa den simplen Augenschein, eine Serie von Warnzeichen am Himmel und auf Erden? Karl war nun wohl ebenfalls der Verzweiflung nahe: Ohne Hilfe der Gelehrten begriff er von den Rhythmen der ganzen Welt gar nichts, mit ihrer Hilfe bloß ein paar Takte, also im Grund auch nichts.

6.

Die Kaiserkrönung Karls an Weihnachten 800 schien solche Zweifel zu beschwichtigen und ein deutliches Zeichen zu setzen. Sie traf ja mit einem universalhistorischen, nicht bloß liturgischen Einschnitt zusammen. Wenigstens lehrte der Kirchenvater Hieronymus, daß Christus 5199 Jahre nach Erschaffung der Welt geboren worden sei, und soeben lief dieses

sechste Jahrtausend ab. Dieselbe Zahl stand im Lorscher Kalender. Wieviel Zukunft man der Welt auch einräumen mochte, wenn Alkuins Zahlensymbolik recht hatte, steuerte die Menschheit jetzt rapide auf ihre Vollendung oder Auflösung zu. Doch hier erhoben sich neue Skrupel, denn in der Historie ging es nicht bloß um das richtige Zählen, sondern zuvor um eine Entscheidung zwischen ihren heiligsten Quellen, um die Jahreszählung der hebräischen und der griechischen Bibelversion.

Ein Kölner Komputist seufzte schon 798, nach der hebräischen Bibel seien 5998 Weltjahre vergangen, nach der griechischen zwölfhundert Jahre mehr. „Wem das nicht gefällt, der mag schwitzen und lesen und richtiger zählen.“ Überdies hatte der ehrwürdige Beda 725 eine dritte Chronologie aufgestellt, 3952 Jahre zwischen Schöpfung und Fleischwerdung Christi; dann war das Jahr der Kaiserkrönung das 4752. der Welt, alles andere als ein Symboljahr. Um die Wahrheit herauszufinden, wurden alle zugänglichen Weltchroniken durchsucht, doch im Rechnen waren Historiker seit jeher schwach. Am Karlshof häuften sich konträre Vorschläge mit beschwörendem Ton. Denn auf dem Spiel stand der Platz der Gegenwart zwischen Genesis und Apokalypse, der heilsgeschichtliche Rang von Karls Kaisertum.

Entschieden wurde der Streit 807 durch eine kurze Weltchronik, die den Rechnungen Bedas weithin rechtgab. Sie teilte den sechs Weltaltern keine sechs Millennien zu, vergleichbare Zeitspannen immerhin: dem ersten und zweiten zusammen nahezu 2000, dem dritten und vierten etwas über 1400, dem fünften und sechsten bis jetzt nicht ganz 1400 Jahre. Maßgebend waren die Grenzfiguren: Den ersten drei Zeitaltern präsidierten Patriarchen des Gottesvolkes, Adam, Sem und Abraham. Das vierte wurde von König David gut begonnen, von König Nebukadnezar übel beendet. Das fünfte trat vollends ins Zeichen der Weltherrscher, vom Perser Kyrus bis zum Römer Augustus. Im sechsten Weltalter, das Gottesvolk und Weltreich vereinte, stand am Anfang Jesus Christus zur Zeit des Augustus, am Ende allein Karl, „der das Reich unter Gottes Schutz glücklich regiert bis ins gegenwärtige Jahr, das 39. seines Königtums und das siebente seines Kaisertums. Die Summe aller Jahre aber vom Ursprung der Welt bis ins gegenwärtige Jahr beträgt 4759“.

Damit war der Vorschlag anderer Zeitgenossen abgelehnt, die alle Weltreiche der Antike zerbrochen sahen und mit Karl ein neues goldenes Zeitalter ausrufen wollten. Vielmehr wurde seine Regierungszeit in einen vorläufigen Prozeß eingereiht, dessen Ausgang völlig offen blieb. Zu dieser nüchternen Einschätzung trug die Erkenntnis bei, daß Karls Lebenskraft nur

noch für wenige Jahre das Reich verklammern werde. Seit 806 mußte der Sechzigjährige seine Thronfolge regeln. In der kurzen Weltchronik von 807 konnte es jedermann nachprüfen: König David hatte in Jerusalem 40 Jahre Zeit gehabt, Kaiser Augustus in Rom 42, seither hatte niemand so lange regiert wie Kaiser Karl bis jetzt.

Wenn er den Söhnen das Riesenreich halbwegs geeint hinterlassen wollte, durfte er die Wiederbelebung lokaler Zeitrhythmen so wenig dulden wie die regionaler Idiome, Schreibschulen, Geldsorten oder Gewichte. Was Caesars Kalenderreform erzwungen hatte, den einheitlichen Zeitrahmen der römischen Ökumene, mußte Karl gleichfalls erreichen, wenigstens für die Kernräume zwischen Aachen und Rom und für die Kernthemen zwischen Liturgie und Ökonomie.

7.

Aber womit? Ganz sicher nicht mit jener Wasseruhr, die ihm 807 ein exotischer Weltherrscher schenkte, der Kalif von Bagdad. Sie zählte zwölf gleichlange Stunden mit allerlei Glöckchen und Figürchen, ein hübsches Spielzeug. Aber in Aachen ging die Sonne zu anderen Zeiten auf als in Rom; die Fixsterne standen im Winter an anderen Orten als im Sommer; lebendige Rhythmen waren nicht in starre Intervalle zu zwängen, auf Erden schon gar nicht. Lieber wollte Karl anstelle der lateinischen Monatsnamen einheimische einführen, damit die Menschen wüßten, was sie derzeit erlebten, welche Jahreszeit herrschte, welche Hauptarbeit anfiel und welches Hauptfest bevorstand. Daß auch diese Kalenderreform im Ungefähren blieb, wußte der Kaiser selbst. So schrieb er seinem Volk immer neue Fest- und Fasttage vor, damit Gottes genauer Wille offenbar werde.

Gleichzeitig drängte Karl seine Hofgelehrten zur Klärung ihrer Streitfragen. Wenn die ewige Wahrheit den Sterblichen verborgen blieb, sollten die Zeitgenossen wenigstens ihre Meinungen aufeinander abstimmen. Vermutlich rief Karls Vetter Adalhard, der Abt von Corbie, 809 die Fachleute für Zeitrechnung nach Aachen und verhörte sie. Das erhaltene Protokoll demonstriert, daß sie sich nur auf die Autorität der Kirchenväter einigen konnten, nicht auf die rationalen Argumente der Iren und Bedas, schon gar nicht auf die neuen Alternativen, die der Konflikt zwischen Alkuin und den Jungen gezeitigt hatte. Daraufhin entstand noch 809, zweifellos auf Befehl des Kaisers, wohl in der Aachener Hofschule selbst, eine Neufassung des Lehrbuchs von 793, möglicherweise unter Adalhards Leitung.

Das Werk wurde verschiedenen Bearbeitern anvertraut, in sieben umfangreiche Bücher gegliedert und mit zahlreichen Tabellen, Diagrammen und Zeichnungen anschaulich gemacht. Diese erste und einzige Enzyklopädie der Weltliteratur, die sich um die Zeitenordnung dreht, drängte den irischen Einfluß sachte zurück, verhalf den praktischen Vorschlägen Bedas und Alkuins zum Durchbruch und gründete die Theorie ganz auf antike Kosmologien. Sie ging aber über eine Kompilation weit hinaus, denn sie sorgte für Einheitlichkeit der Prinzipien wie der Details. Die Hofschule fertigte zahlreiche genaue und schöne Kopien; sie wurden rasch in allen Bildungszentren des Reiches zwischen Montecassino, Salzburg, Tours und Jumièges studiert. Erstes Kernstück des Werkes war ein Monatskalender, die verbesserte Version des Lorscher Kalenders von 789. Für das gesamte Karlsreich schrieb er die natürlichen Einschnitte so gleichmäßig vor wie die zentralen Kirchenfeste und die Grenzdaten komputistischer Hilfszahlen. Eine zweite Säule war die kurze Weltchronik von 807, nun bis 809 weitergeführt. Sie bot den allgemeinen Rahmen für annalistische Ergänzungen, die am Rand der Ostertafeln die Wechselfälle zeitgenössischer Geschichte im regionalen Umkreis aufzeichneten. Die schlichte Metrologie der ganzen Zahlen machte langen Multiplikationstabellen und Tabellen von Bruchzahlen Platz, die das Größte wie das Kleinste zu berechnen und zu messen erlaubten. Eine Sonnenuhr wurde beigegeben, deren Fußzahlen auf mittlere Breiten zwischen Rom und Aachen zutrafen, eine Art Reichsuhr.

Schließlich bot das Lehrbuch die antike Literatur von Plinius bis Macrobius auf, um das eben durchgesetzte Sonnenjahr zu relativieren. Die Fülle der um den Pol kreisenden Sternbilder trat dem Betrachter in Zeichnungen vor Augen; die beiden Himmelsleuchten Sonne und Mond gingen auf im Verband der Planeten, die in verwickelten Kurven und Zacken die Erde umrundeten. Die pulsierenden Bewegungen sämtlicher Himmelskörper zusammen sollten das Maß der menschlichen, natürlichen und kosmischen Zeiten bestimmen, in einem planetarischen Großjahr, das nicht mehr bloß 532, sondern 15000 Sonnenjahre umfaßte und zugleich Raum ließ für mannigfache Variationen im kleinen.

8.

Karl selbst war von dieser imposanten Leistung seiner Hofschule bloß halb befriedigt. Sie bot Anleitungen zu universaler Erkenntnis, nicht zu aktuellem Handeln. Ein Abschnitt des Lehrbuchs enthüllt die Besorgnis des Kai-

sers ganz drastisch: Da wurden die Tage und Stunden aller Sonnenfinsternisse in den letzten fünfzig Jahren zusammengestellt, mit genauer Angabe des Sonnenstandes im Tierkreis. Daß sich schon zu Zeiten von Karls Vater Pippin solche Ereignisse gehäuft hatten, war ein geringer Trost; denn jetzt eben, seit 807, riß die Serie gar nicht mehr ab. Bald danach, 811, wandte sich Karl brieflich an den Iren Dungal mit der Frage, was es bedeute, daß im vergangenen Jahr zweimal hintereinander eine Sonnenfinsternis stattfand, ob das mit natürlichen Dingen zugehe, wie alte Philosophen und byzantinische Bischöfe meinten.

Der Ire wußte darauf bloß antike Literatur zu zitieren und auf das Lehrbuch von 809 zu verweisen. Er gab zu, daß man aus der Gesamtbewegung der Planeten ihre Überschneidungen nicht mehr so präzise wie im Altertum vorhersagen könne. Denn die alternde Menschheit unserer Tage raffte sich nicht mehr zur jugendlichen Wißbegier der Antike auf und entfremde sich so der Natur. Akademische Selbstzufriedenheit verstand die Zeichen der Zeit zu allerletzt. Was den Kaiser umtrieb, begriff Dungal recht gut. Er schloß mit zwei Appellen an die Öffentlichkeit: Alle gemeinsam mußten beten, daß Gott seinem Volk einen solchen Fürsten und Lehrer noch lange erhalte, und alle könnten einstimmig bezeugen, daß nördlich der Alpen „seit Anfang der Welt kein König und Fürst erschien, der so tapfer, weise und fromm war wie unser Herr Kaiser Karl“.

Der Kaiser durfte also dem Konsens der mitlebenden Laien mehr trauen als den widerstreitenden Ansichten der Gelehrten vom Ursprung des Weltalls und vom Abschluß der Weltgeschichte. Karl scheint den Wink beherzigt zu haben, denn bald warfen ihm andere vor, er baue zu sehr auf seine Gegenwart. Einhard monierte, in den letzten drei Lebensjahren hätten Vorzeichen den Kaiser auf das nahende Ende hingewiesen: Sonnen- und Mondfinsternisse, Sonnenflecken, Blitzschläge, Erdbeben, Einstürze von Bauwerken, die er scheinbar für die Ewigkeit errichtet hatte. Er aber habe diese Vorzeichen alle verachtet, „als ginge ihn keines von ihnen irgendetwas an“. Das klingt nach dem Starrsinn eines Greises, der seine Hinfälligkeit um so hartnäckiger leugnete, je öfter ihm der Tod ein Bein stellte.

Das Gegenteil ist besser bezeugt: Karl hielt von Vorzeichen sehr viel und sorgte für sein Ende vor. Er teilte 811 seine Schätze auf und erwog sogar den Rückzug aus den Amtsgeschäften. Wenn der Siebzigjährige dennoch bis zuletzt in Bewegung blieb, dann eher, weil er noch immer nicht am Ziel war. Er hatte es ja 811 allen verkündet: „Wir müssen vieles anders machen als bisher, viele unserer gewohnten Bräuche aufgeben und viel tun, was wir bisher nicht taten.“ Er maß sich nun erst recht an den vollkommenen

Kreisen, die er nie aus den Augen verlor. Zu den wenigen Stücken seines Schatzes, die er bis zum Tod behalten wollte, rechnete er 811 einen schweren und wunderschönen Rundtisch aus Silber, „der, aus drei Kreisen zusammengesetzt, eine Beschreibung der ganzen Welt in feiner und genauer Zeichnung umfaßt“.

Die drei Kreise, vielleicht in Form eines Kleeblatts angelegt, in den wichtigsten Teilen plastisch modelliert, boten „eine Karte des Erdkreises, ein Bild des Fixsternhimmels und eine Darstellung der Planetenbahnen“ – vordergründige Zeichen einer Vollendung, der Karl nachjagte, obwohl er wußte, daß kein Sterblicher sie erreicht.

9.

Diese Haltung hat den Tod des Kaisers 814 überlebt. Die Enzyklopädie der Zeitenordnung, vier Jahre später in eine dritte Fassung gebracht, hat alle antiken Instrumente zur Zeitmessung wieder bereitgestellt, ohne einen Uhrentyp einseitig zu fördern; sie hat der Zeitrechnung des christlichen Europa den Rahmen vorgegeben, ohne regionale Kalendarien abzuwürgen; sie ist für dreihundert Jahre das maßgebende Lehrbuch geblieben, nicht nur für Zeitbestimmung, auch für die Verschränkung von antiker Naturkunde und Kosmologie mit christlichem Zeitbegriff und Geschichtsbild. Sie hat dem Mittelalter das Zeitverständnis Karls des Großen vererbt; erst die moderne Forschung hat es vergessen.

Diesem Zeitverständnis ist August Nitschke auf die Spur gekommen, weil es ihn selber nie zu den Monumenten des Mittelalters hinzog, sondern stets zu den Menschen in Bewegung. Auf der Drehscheibe des Daseins stemmen sie sich gegen die Fliehkraft des Vergänglichen, um dem ruhenden Punkt in der Mitte ein wenig näherzukommen.

Harald Weinrich

Am Puls der Zeit Linguistische Beobachtungen und Anmerkungen zum Zeitsinn

Die deutsche Sprache, die wegen ihrer überragenden Fähigkeit zur kühnen Wortbildung schon oft gepriesen worden ist, verdient gleichwohl dafür getadelt zu werden, daß sie zu dem Nomen *Zeit* kein Verbum, kein „Zeitwort“ kennt. Das wenigstens ist die Ansicht von Norbert Elias, der zum Vergleich auf das englische Verbum *to time* aufmerksam macht, dessen Nutzen so unbestreitbar ist, daß es als Fremdwort in der Form *timen* ins Deutsche und in der Form *timer* ins Französische eingegangen ist. Im Deutschen gehört das Verbum *timen* der Fachsprache des Sports an und hat dort nach Ausweis des Duden die Bedeutung ‚mit der Stoppuhr messen‘. In der Gemeinsprache wird es meistens in nominalisierter Form als *das Timing* gebraucht und hat dann die Bedeutung des ‚zeitlichen Abstimmens‘. Außerdem gibt es in der deutschen Sprache, allerdings ziemlich randständig, das Verbum ‚zeitigen‘; man sagt beispielsweise, daß irgend etwas „Wirkung zeitigt“. Das Verbum bedeutet also ‚mit der Zeit hervorbringen‘.

Mit solchen Hinweisen auf den Sprachgebrauch hätte sich Norbert Elias aber nicht zufrieden gegeben. In seinem sehr lesenswerten Essay „Über die Zeit“ vertritt er nämlich die Auffassung, daß wir uns beim Nachdenken über das Problem der Zeit allzu leicht von der nominalen Form des Begriffes haben fehlleiten lassen. Auf diese Weise, so argumentiert er weiter, ist die „Verdinglichung“ und schließlich der „Mythos von der Zeit“ entstanden. Er seinerseits versucht nun in dem genannten Essay, der Zeit ihre verbale Dimension zurückzugeben und der Lösung des Zeitproblems dadurch näher zu kommen, daß er die Frage beantwortet, wie wir mit der Zeit umgehen, was wir mit ihr und aus ihr „machen“.¹

Ich bin in dieser Hinsicht ungefähr der gleichen Ansicht wie Norbert Elias. Ergänzend zu seinem historisch-sozialwissenschaftlichen Essay über die

1 Norbert Elias: Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II, hg. von Michael Schröter, Frankfurt 1988 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft, 756), besonders S. 7 ff.

Zeit will ich aber hier mit einigen linguistischen Überlegungen der Frage nachgehen, wie wir *sprachlich* mit der Zeit umgehen und welche Auskünfte über die Zeit wir von der Sprache erhalten können. Da ich nun gleichzeitig davon überzeugt bin, daß man, um die Natur der Sprache adäquat zu begreifen, von einer Anthropologie des Leibes ausgehen muß², soll meine Frage nach dem sprachlichen Umgang mit der Zeit mit einer Frage nach der sinnlichen Wahrnehmung der Zeit beginnen.

Der Mensch hat bekanntlich fünf Sinne: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und den Tastsinn. Lassen wir uns also von diesem Kanon der Sinne leiten und fragen wir uns, ob man beispielsweise die Zeit sehen kann.³ Ja, das ist der Fall, denn wenn ich auf meine Armbanduhr schaue, dann sehe ich tatsächlich die Zeit. Meine Armbanduhr hat nämlich einen Sekundenzeiger, und der bewegt sich so schnell, daß ich seine Bewegung deutlich wahrnehmen und an ihr den Fortgang der Zeit sehen kann. Nicht alle Uhren gewähren diese sinnliche Erfahrung. Bei älteren Uhrformen war es vor allem die im 17. Jahrhundert erfundene Pendeluhr, die im Ausschlag des Pendels die Zeit unmittelbar sichtbar machte. Und wenn wir in der Geschichte der Uhrmacherskunst noch weiter zurückgehen, so haben insbesondere die Wasseruhr und die Sanduhr dem zeitbewußten Betrachter einen deutlich erkennbaren sinnlichen Eindruck von der „verrinnenden“ Zeit verschafft.

Ist die Zeit auch hörbar? Gewiß kann man die Zeit auch hören, das Ticktack der Uhr ist ja ein festes sinnliches Attribut der Zeit. Es gibt ferner, was die Hörbarkeit der Zeit betrifft, nach wie vor die Glocken unserer Kirchturm- und sonstigen Turmuhren, die jeder Stunde eine bestimmte Zahl von Schlägen zuordnen und sogar die Viertelstunden zu Vor- oder Nachläufern der „geschlagenen Stunde“ machen. Nicht zufällig heißt die Uhr in den niederdeutschen Mundarten (wie auch gleichlautend im Englischen) die „Klock“. Was sodann die drei niederen Sinne betrifft, so scheint die Frage nach dem

2 In dieser Hinsicht verdanke ich reiche Anregungen meinem Freund August Nitschke, insbesondere seinem Buch „Körper in Bewegung. Gesten, Tänze und Räume im Wandel der Geschichte“, Stuttgart 1989.

3 Für diese und die anschließenden Hinweise zur Kulturgeschichte der Zeit vgl. vor allem Rudolf Wendorff: Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa. Opladen 1980; Ders.: Der Mensch und die Zeit, Opladen 1988; Arno Borst: Zeit und Zahl im Mittelalter, Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 44 (1988) 1–82; Ders.: Computus. Zeit und Zahl in der Geschichte Europas, Berlin 1990; Gerhard Dohrn-van Rossum: Die Geschichte der Stunde. Uhren und moderne Zeitordnung, München 1992.

Zeitsinn auf den ersten Blick weniger ergiebig zu sein. Kann man die Zeit also beispielsweise auch riechen? Nun, für denjenigen, der auf dem Land lebt, riechen die Felder natürlich morgens, mittags und abends anders, aber im ganzen kann man doch sagen, daß die Nase dem modernen Zivilisationsmenschen nicht mehr als Zeitmeßinstrument dient. Das gleiche gilt in gewisser Weise für den Geschmackssinn. Natürlich ist es für den sinnlichen Umgang mit der Zeit nicht gleichgültig, daß der Tag seit alters hauptsächlich durch die Mahlzeiten gegliedert ist, und da die Mahlzeiten, die man täglich einnimmt, in der Regel aus tageszeitlich verschieden zusammengesetzten Speisen bestehen, kann man die Zeit in gewisser Weise auch schmecken. Doch hier haben sich die Lebensgewohnheiten des Zivilisationsmenschen gleichfalls so stark von der früher kanonischen Speisefolge entfernt, daß der Geschmackssinn heute nicht mehr als ein sehr zuverlässiges Instrument zur sinnlichen Wahrnehmung der Zeit angesehen werden kann.

Schließlich der Tastsinn. Kann man die Zeit ertasten? Hier wird man vielleicht mit der Fehlanzeige besonders schnell bei der Hand sein, denn alle, die sehen und hören können, brauchen ihren Tastsinn als Organ der Zeitwahrnehmung nicht zu bemühen. Dies allerdings nur, solange sie gesund sind. Denn kaum ist man krank, schon legt sich der Daumen auf die Pulsader des Handgelenks, und wir zählen ängstlich den mehr oder weniger beschleunigten Pulsschlag. Kein Zweifel, nun ertasten wir die Zeit. Darauf werde ich sogleich zurückkommen.

Wenn ich nun aber in einem provisorischen Resümee feststelle, daß wir Menschen tatsächlich mit unseren fünf Sinnen die Zeit wahrnehmen können, so setze ich mich damit natürlich sofort der kritischen Frage aus, ob mir vielleicht entgangen ist, daß man mit seinen Augen und Ohren, mit seiner Nase, seinem Gaumen und mit seiner Hand gar nicht „die Zeit“ erfährt, sondern bewegte Gegenstände im Raum, Schallwellen, Geruchs- und Geschmacksstoffe, pulsierend fließendes Blut. Und ich werde wohl zurückverwiesen auf Aristoteles, der die Zeit definiert hat als „das Gezählte an der im Horizont des Früher und Später begegnenden Bewegung“ (Heideggers Übersetzung).⁴ Auch muß ich mich sicher an Kant erinnern lassen, der die Zeit – wie auch den Raum – als reine Form der sinnlichen Anschauung aufgefaßt hat, so daß gar nicht daran zu denken ist, die Zeit, die jeder

4 Aristoteles, Physik, Buch IV, Kap. 10, 220a. Vgl. Martin Heidegger, Sein und Zeit (1927), § 81.

sinnlichen Anschauung voraufgeht und zugrunde liegt, selber sinnlich anschaulich zu machen.⁵ Schließlich werde ich auch noch an Bergson denken müssen, der nun zwar wieder damit rechnet, daß die Zeit eine Gegebenheit des Bewußtseins ist, die erste sogar, der aber als Organ ihrer Erfassung den „inneren Sinn“ und nicht etwa die äußeren Sinne in Erwägung zieht. Und dem inneren Sinn, so lehrt Bergson, erscheint die Zeit als Dauer (*durée*).⁶

Das mag nun alles so sein, wie Aristoteles, Kant und Bergson sich die Zeit vorgestellt oder eben nicht vorgestellt haben. Von der Sprache her, und wir wollen darunter zunächst die alltäglich zur Verfügung stehende deutsche Sprache verstehen, werden diese philosophischen Befunde nicht ohne weiteres bestätigt. Die Sprache lehrt uns vielmehr, und wir lernen an ihr einen viel sinnlicheren und anschaulicheren Umgang mit der Zeit. Die Frage lautet ja im täglichen Leben durchaus nicht (mit Augustinus): Was ist also die Zeit?, sondern: Wieviel Uhr ist es? Wir wollen einen Augenblick stauen über diese eigenartige Frage. Zunächst das Wort *Uhr* in diesem Kontext. Man weiß, was eine Uhr ist, beispielsweise eine Armbanduhr. Eine solche Uhr ist, so kann man definitorisch sagen, eine kleine Maschine, die es erlaubt, an der Bewegung ihrer sichtbar beweglichen Teile, der Zeiger, die Tageszeit abzulesen. Es handelt sich wirklich um eine Maschine, da man ihr in regelmäßigen Abständen, heute meistens in Form einer elektrischen Batterie, Energie zuführen muß, die dann in eine Bewegung der Zeiger umgewandelt und von uns Uhrenbesitzern als Produkt der Zeit interpretiert wird. Fassen wir also fürs erste die Uhr als eine Zeitmeßmaschine auf. Wenn ich nun diese Definition als Paraphrase in die Frage nach der Uhrzeit einsetze, so ergibt das keinen Sinn. Ich kann nicht fragen: Wieviel Zeitmeßmaschine ist es? – so wie ich auch nicht spezifizierend fragen kann: Wieviel Armbanduhr ist es? Das Wort *Uhr* in der Frage Wieviel Uhr ist es? hat also nicht die Bedeutung ‚Zeitmaschine‘. Nun weiß man natürlich, daß das deutsche Wort *Uhr* als Lehnwort lat. *hora* oder it. *ora* fortsetzt, die beide ‚Stunde‘ bedeuten. Aber auch diese Etymologie hilft uns nicht unbedingt weiter, denn ich kann das Wort *Stunde* nicht statt *Uhr* in die erwähnte Frage einsetzen und etwa sagen: Wieviel Stunde ist es? Denn nach den Gebrauchsregeln für den interrogativen Numeral-Artikel *wieviel* kann dieser als Nomen im Singular nur einen sogenannten Stoffnamen (*mass term*) bei

5 Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, I. Die transzendente Ästhetik § 1, 1. und 2. Abschnitt.

6 Henri Bergson: Essai sur les données immédiates de la conscience, Paris 1889; Ders.: *Durée et simultanéité*, Paris 1922.

sich haben, etwa: wieviel Brot, wieviel Wein – oder einen abstrakten Ausdruck, der in seiner Bedeutung mit den Stoffnamen die Eigenschaft gemein hat, nicht als Menge von Elementen, sondern als Masse in einem Kontinuum gedacht zu werden: wieviel Freiheit, wieviel Glück. Als Vermittlung zwischen beiden können Stoffe mit symbolischem Wert angesehen werden, zum Beispiel: wieviel Geld. Mit dem Geld ist nun die Zeit schon öfter verglichen worden, beispielsweise von Norbert Elias, Rudolf Wendorff und Helga Nowotny.⁷ Nach dieser Analogie muß man auch die Frage Wieviel Uhr ist es? verstehen; das Wort *Uhr* hat hier offensichtlich die Bedeutung ‚Zeit‘. Man kann daraus schließen, daß das Wort *hora* oder *ora* ‚Stunde‘ nicht direkt zu der modernen Bedeutung ‚Uhr‘ übergegangen ist, sondern über eine Zwischenbedeutung, eben ‚Zeit‘.

Wenn dies nun so ist, ergibt sich daraus für die Zeit ein eigenartiges Anschauungsbild, das die erwähnte Analogie zwischen Geld und Zeit bestätigt. Die Zeit wird offenbar sprachlich aufgefaßt als eine stoffliche Masse von symbolischem Wert, die in bestimmten Grenzen zur Verfügung steht und sorgfältig eingeteilt werden muß, wenn man mit ihr haushälterisch umgehen will. Diesem Zweck dienen, was die Tageszeit betrifft, die Uhren. Sie sind also, um die vorhin gegebene Definition pragmatisch zu präzisieren, Zeiteinteilungsmaschinen.

Daß dabei die Pragmatik das Feld beherrscht, kann man schon an der Bedeutung der Wörter *Tag* und *Nacht* ablesen. Wie lange beispielsweise ein Tag dauert, läßt sich nicht einfach, mit der Uhr in der Hand, numerisch ausdrücken. Dabei meine ich nicht einmal die elementare Tatsache, daß die Zeit des „hellen“ Tages im Sommer länger dauert als im Winter. Vielmehr ist, davon abgesehen, ohne pragmatischen Kontext völlig unklar, ob der Tag 12 oder 24 Stunden dauert. Für die Krankenschwester, die Tagschicht hat, ist im Gegensatz zu ihrer Kollegin mit der Nachtschicht klar, daß der Tag im Prinzip 12 und nicht 24 Stunden hat. Wenn sie sich dann aber *ein paar Tage Urlaub* nimmt, dann sind damit natürlich die entsprechenden Tage und Nächte gemeint. Bestellt sie weiterhin für diese Ferientage ein Hotel und macht eine Buchung für *fünf Nächte*, so weiß jeder, daß mit diesen Nächten zugleich – in einer bestimmten Verteilung um die Nächte herum – die Tage gemeint sind. Die Pragmatik der hier skizzierten Situationen läßt an

7 Nach beiläufigen Hinweisen in den genannten Schriften von Elias und Wendorff wird dieser Vergleich besonders ausgeführt bei Helga Nowotny: *Eigenzeit. Entstehung und Strukturierung eines Zeitgefühls*, Frankfurt 1989, S.38, 74, 92f, 108ff., 133ff.

der systematisch zwar ungenauen, situationsspezifisch jedoch ganz genauen Bedeutung der Wörter *Tag* und *Nacht* keinen Zweifel.

Das gleiche gilt bekanntlich auch für die Zifferblätter unserer Uhren, die ja auf ihrem Weg durch die Geschichte nach einigem Zögern das zwölfstündige und nicht das vierundzwanzigstündige Zifferblatt verallgemeinert haben. Die damit verbundene Unklarheit – vier Uhr morgens oder vier Uhr nachmittags – wird entweder durch die Situation oder durch den Kontext der Wörter *vormittags/nachmittags* oder äußerstenfalls durch ein Ausweichen in die fachsprachliche Zeitangabe *4 Uhr* vs. *16 Uhr* geklärt.

Schauen wir uns nun die Stundeneinteilung des Zifferblattes an. Die auffälligste Tatsache der Zeitmessung mittels Uhren ist die Einteilung nach zwölf und nicht nach zehn Stunden. Das ist in unserer heutigen Welt eine kleine Duodezimal-Insel in einem Meer von sonst dezimal geregelten Zahlenverhältnissen. Aber niemand scheint damit Schwierigkeiten zu haben. Auch bei den sonst nicht gerade seltenen Versuchen der Zeitreformer, beispielsweise im Vergleich zu den zahlreichen Kalenderreformen in der Geschichte des Zeitwesens, hat es meines Wissens keine nennenswerten, jedenfalls keine erfolgreichen Versuche gegeben, auf dem Zifferblatt das Dezimalsystem durchzusetzen. Das ist erstaunlich, da doch das Dezimalsystem mit der Zahl der Finger eine so bemerkenswerte Stütze in der Beschaffenheit des menschlichen Leibes hat und als Grundlage des Rechnens offenbar unschlagbar ist. Hat denn das Duodezimalsystem auch seine Vorteile? Das ist in der Tat der Fall. Der große Vorzug der Zahl 12 gegenüber der Zahl 10 ist die bessere Teilbarkeit: $12 = 2 \times 2 \times 3$, während $10 = 2 \times 5$.⁸ Das ist auch der Grund, warum sich das Duodezimalsystem, obzwar sonst weithin obsolet, in der alltäglichen Praxis des Marktes noch bis in die Gegenwart hinein gehalten hat. Man kauft noch heute oft ein Dutzend oder ein halbes Dutzend Eier, und die dabei gebräuchlichen Eierkartons machen die gute Teil- und Einteilbarkeit recht sinnfällig. Auch auf einer höheren Ebene, bei den zwölf Aposteln, die Jesus sich ausgesucht hat, wollen wir bei aller Symbolik, die jene zwölf Menschenfischer mit den zwölf Stämmen Israels verbindet, nicht die elementare Tatsache der guten Teilbarkeit übersehen, wenn diese Jünger nach dem Zeugnis der Bibel, wie noch heute die Zeugen Jehovas, zu „je zwei und zwei“ ausgesandt oder, wie bei Leonardo, in vier Gruppen zu je drei Jüngern angeordnet werden.

Der Gesichtspunkt der guten Teilbarkeit ist nun bei den zwölf Stunden der

8 Vgl. Karl Menninger: *Zahlwort und Ziffer. Eine Kulturgeschichte der Zahl*, 2 Bde., Göttingen 2.Aufl. 1958, Bd. I, S. 168.

Uhren besonders sinnfällig dadurch in Erscheinung getreten, daß der Glockenschlag der Turmuhren ja nicht nur die vollen Stunden, sondern darüber hinaus, meistens mit einer kleineren und helleren Glocke, viermal die Viertelstunden anzeigt. Und so orientieren wir uns auch umgangssprachlich sehr häufig, wenn wir den Ablauf einer Stunde etwas großzügig bezeichnen wollen und sagen: Es ist vier, es ist viertel nach vier, es ist halb fünf, es ist viertel vor fünf, es ist fünf. Natürlich ist das Wort *viertel* eine Zusammenrückung aus *vierter Teil*, aber sinnfällig zutreffender für die Bedeutung des Wortes *viertel* in unserem Zeitwesen wäre die Bedeutungsangabe ‚Glockenschlag‘. Wann immer die Glocke schlägt, ist eine Viertelstunde vorbei. Es ist nun sprachlich nicht uninteressant, daß die deutschen Sprachlandschaften sich danach unterscheiden, wie die Viertelstunden benannt werden. Die Abfolge der Benennungen, die ich eben gewählt habe, entspricht der deutschen Sprache in Nordwest- und Westdeutschland. Im übrigen deutschen Sprachgebiet bezeichnet man jedoch, wie Jürgen Eichhoffs „Wortatlas der deutschen Umgangssprache“ ausweist, die Viertelstunde anders, und man zählt: Es ist vier, es ist viertel fünf, es ist halb fünf, es ist dreiviertel fünf, es ist fünf. (Von weiteren, im deutschen Sprachraum eher randständigen Benennungstypen sehe ich hier ab.)⁹ Was erfahren wir aus diesen unterschiedlichen Benennungen über die Zeit? Um das zu verstehen, wollen wir genauer darauf hören, wie die Glocken unserer Turmuhren schlagen. Nachdem die volle Stunde, sagen wir um vier Uhr (angenommen nachmittags), durch vier Schläge der großen und dunklen Glocke bezeichnet ist, folgt – ich drücke mich jetzt fachsprachlich aus – um 16.15 ein erster Schlag der kleinen und hellen Glocke, dann folgen um 16.30 zwei Schläge, um 16.45 drei Schläge und um 17 Uhr, vor den fünf Schlägen der großen Glocke, vier Schläge der kleinen Glocke. Genau dieser Progression entspricht auch die ansteigende Reihe *viertel / halb / dreiviertel fünf*. Diese Benennungen sind also gehört, dem Schlagen der Turmglocke mit den Ohren abgeläuscht. Anders verhält es sich mit der west- und nordwestdeutschen Benennung der Viertelstunden und ihrer Abfolge. Denn die Benennung *viertel nach vier* für ‚16.15‘ und *viertel vor fünf* für ‚16.45‘ setzt einen ganz anderen Zugang zur gemessenen Zeit voraus, da man ja im ersten Fall von der vollen Stunde voranschreitet und im nächsten Fall von der nächsten Stunde zurückschreitet. Das ist ein großer Unterschied, der durchaus verglichen werden kann mit dem konzeptuellen Unterschied zwischen der

9 Jürgen Eichhoff: Wortatlas der deutschen Umgangssprachen, Bern 1977, Karten 39 und 40.

altrömischen Kalenderzeit *ab urbe condita*, die einsinnig in progressiver Zeitrichtung verläuft, während die christliche Zeitrechnung doppelsinnig mit progressiver Zeitrichtung nach und regressiver Zeitrichtung vor Christi Geburt zählt.¹⁰ Diese Doppelsinnigkeit der Zeit ist nun offensichtlich, was die Uhrzeit betrifft, nicht mit den Ohren gehört, sondern mit den Augen gesehen. Die Augen können ja, wie man aus der Leseforschung weiß, mit ihren Sakkaden leicht vor- und zurückspringen, während das Ohr an die Einsinnigkeit einer einmal vernommenen Tonfolge gebunden ist und diese allenfalls im Gedächtnis manipulieren kann. Wenn sich also im deutschen Sprachraum, aufs ganze gesehen, zwei verschiedene Benennungstypen für die Viertelstunden behauptet haben, so spiegelt sich darin ein kleiner Streit zwischen Auge und Ohr um den Primat der Zeitansage.

In diesem Zusammenhang ist Anlaß, sich über eine weitere geläufige Ausdrucksweise der deutschen Sprache zu verwundern. Wenn man die Frage stellt: Wieviel Uhr ist es?, bekommt man etwa die Antwort: Es ist zehn nach vier. Das ist, grammatisch gesprochen, eine Prädikation mit der Kopula *sein*. Man kann auch die Antwort bekommen: Wir haben jetzt zehn nach vier. Im ersten Fall wird mehr die Befindlichkeit, im zweiten eher die Verfügbarkeit betont. Fragt man jedoch mit einem Verbum, etwa: Wann kommst du?, so lautet die Antwort: Ich komme um vier, oder: Ich komme um zehn nach vier. Der Gebrauch der Präposition *um* in Uhrzeitangaben dieser Art ist recht eigenartig und macht Ausländern große Schwierigkeiten.¹¹ Wenn sie nämlich in einem Wörterbuch nachschlagen, um genauer zu erfahren, mit welcher Bedeutung die Präposition *um* in einem zeitlichen Kontext gebraucht wird, so erhalten sie nacheinander zwei völlig verschiedene, ja widersprüchliche Angaben. Es heißt dort etwa: 1) *um* zur Bezeichnung unpräziser Zeitangaben, Beispiel: *er ist um die 65*; 2) *um* zur Bezeichnung präziser Zeitangaben, Beispiel: *ich komme um zehn nach vier*, oder noch genauer: *mein Zug kommt um 16 Uhr 11 an*. Es ist für einen aufmerksamen Sprecher der deutschen Sprache höchst auffällig und für jeden, der sich etwa wegen der Tauglichkeit der natürlichen Sprachen für die Zwecke der Fach- und Wissenschaftssprachen Gedanken macht, geradezu alarmierend, daß ein und dieselbe Präposition die Zeit einmal mit Unschärfe und

10 Zur Kalenderzeit vgl. besonders Hans Maier: Die christliche Zeitrechnung, Freiburg 1991 (= Herder Spektrum, 4018), hier vor allem Kap.3: Zeit nach Christus – Zeit vor Christus, S.33ff.

11 Näheres in meiner Textgrammatik der deutschen Sprache, Mannheim 1992, Kap.7, und Hans-Joachim Bopst: Um und Herum. Eine syntaktisch-semantische Untersuchung zur deutschen Gegenwartssprache, München 1989 (= Studien Deutsch, 8).

einmal mit Schärfe bezeichnen soll. Der Sinn dieses Sprachgebrauchs muß aber wieder mit den Sinnen des Leibes gesucht werden. Es kann grundsätzlich dabei bleiben, daß die Präposition *um* in der deutschen Sprache eine Bedeutung hat, wie sie in solchen Wörtern wie *Umgebung*, *Umfeld*, *Umwelt* zum Ausdruck kommt, und auch das „*Rumlungern*“ kommt dabei zu seinem Recht. Das deutet auf Unschärfe, und natürlich braucht eine Sprache Ausdrücke, mit denen man bestimmte Zeitverhältnisse unscharf bezeichnen kann, wenn man sie scharf zu bezeichnen entweder nicht willens oder nicht in der Lage ist. Und so sagt man also mit Hilfe dieser Präposition ganz geläufig: Er ist um die 65. Aber wie ist es nun möglich, mit derselben Präposition auch Zeitangaben zu machen, die bis auf die Sekunde genau ausgedrückt sind? Das ist ohne ein Stück Sprach- und Zeitgeschichte kaum zu verstehen. Man muß also wissen oder sich wiederum von der Sprache sagen lassen, daß die Tageszeit in früheren, vorindustriellen Verhältnissen ganz vom Mittag her geordnet und eingeteilt war. Der Mittag, ausgezeichnet durch die Mittagsmahlzeit (wenn man *zu Mittag* aß) und eine kleine Ruhepause zur Unterbrechung der Arbeit, nicht zu vergessen auch das Angelus-Läuten und Angelus-Gebet, teilte den Tag ungefähr zu gleichen Teilen in eine vormittägliche (*ante meridiem*, *a. m.*) und eine nachmittägliche (*post meridiem*, *p. m.*) Arbeitszeit. Die gesamte Tageszeit bildete also, zweigeteilt, das zeitliche *Umfeld* des Mittags. Vier Uhr (wir wollen uns wieder daran erinnern, daß Uhr etymologisch ‚Stunde‘ bedeutet) ist also ein Zeitpunkt, der „um“ vier Stunden vom Mittag entfernt im Umfeld dieses Mittags liegt oder „steht“ (*Stunde* kommt ja von *stehen*). Es war in den meisten Fällen den arbeitenden Menschen nicht so wichtig, die einzelnen Zeitpunkte dieses Umfeldes ganz genau zu wissen, da die Arbeit ohnehin ihren eigenen Rhythmus hatte. Auf dem Feld war beispielsweise ein „Morgen“ zu pflügen, oder ein Kleidungsstück war zu nähen, für das man nach aller Erfahrung einen Nachmittag brauchte. Erst als sich in unserer industriellen Zivilisation die Genauigkeit auch in den ablaufenden Vormittag und Nachmittag einschlich oder besser gesagt mit *Tempo* in ihn einfuhr, mußten wir Zivilisationsmenschen den ganzen Tag über „pünktlich wie die Eisenbahn“ sein. So füllte sich das ganze zeitliche Umfeld des Mittags mit den Punkten der Pünktlichkeit an. Aber so schnell wie das in der Wirklichkeit der industriellen Revolution geschah, hat die Sprache nicht darauf reagiert, und sie hat einfach im stillen Protest gegen die verpünktlichte Zeit an der alten Unschärfe-Präposition *um* festgehalten. Es gibt daher, wenn man heute die Langsamkeit entdecken oder wiederentdecken will, gute Gründe, bei der natürlichen Sprache anzufangen.

Nun haben wir uns aber vielleicht auf der Suche nach dem Zeitsinn schon allzusehr auf die deutsche Sprache allein verlassen, und es ist an der Zeit, auch aus einigen anderen Sprachen ein paar Auskünfte einzuholen. In den romanischen Sprachen wird die Zeit mit Wörtern bezeichnet, die vom lateinischen *tempus* abstammen, also frz. *temps*, it. *tempo*, span. *tiempo*. Es ist nun nicht ohne Interesse und beim Erlernen dieser Sprachen auf den ersten Blick verwunderlich, daß dieses Wort nicht nur ‚Zeit‘, sondern auch ‚Wetter‘ bedeutet. Welche Bedeutung jeweils gemeint ist, ergibt sich aus dem Kontext. Wenn man also im Französischen fragt: *Quel temps fait-il?*, so weiß jeder, daß nach dem Wetter gefragt ist. Denn die entsprechende Frage nach der Zeit lautet eben: *Quelle heure est-il?* Da haben wir wieder das Wort *hora*, nun in der französischen Lautgestalt *heure*, das wir bereits im deutschen Sprachgebrauch in seiner Lautgestalt *Uhr* mit der Bedeutung ‚Zeit‘ kennengelernt haben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der metonymische Bedeutungswandel des Wortes *hora* von ‚Stunde‘ zu ‚Zeit‘ und schließlich zu ‚Uhr‘ mit dieser semantisch gefährlichen Nachbarschaft des Wetters zusammenhängt und folglich in den romanischen Sprachen – und zumal bei it. *ora* – seinen Anfang genommen hat. Aber schauen wir uns nun das Wort an, das im Lateinischen die Zeit (und auch die sogenannten „Zeitformen“ der Grammatik) bezeichnet, das Wort *tempus*. Schlägt man ein lateinisches Wörterbuch unter diesem Stichwort auf, so findet man zwei Wörterbuchartikel mit diesem Lemma. Der erste Eintrag behandelt das Wort *tempus* mit der bekannten Bedeutung ‚Zeit‘. Danach findet man aber einen zweiten Eintrag für ein gleichlautendes Wort *tempus* mit einer ganz anderen Bedeutung, nämlich ‚Schläfe‘. Es hat auch den gleichen Plural, nämlich *tempora* und wird sogar, da der Mensch ja zwei Schläfen hat, meistens im Plural gebraucht. Andererseits können die beiden Schläfen auch wieder als ein singularisches Schläfenpaar aufgefaßt werden. Das spiegelt sich in der Sprachgeschichte in der Weise, daß von dem lateinischen Neutrum Plural *tempora* in verschiedenen anderen Sprachen ein Feminin Singular gebildet worden ist, beispielsweise im Französischen und Italienischen, wo die Schläfe *la tempe*, *la tempia* heißt. Von einer altfranzösischen Vorform dieses Wortes mit dem Konsonanten *l* anstelle des Konsonanten *r* (ein sogenannter Lamdazismus) ist auch die englische Bezeichnung der Schläfe *the temple* abgeleitet. Haben die Lexikographen nun wirklich recht, wenn sie für die lateinische Sprache zwei Wörter *tempus* mit zwei ganz verschiedenen Bedeutungen annehmen, oder haben vielleicht doch *tempus* ‚Zeit‘ und *tempus* ‚Schläfe‘ etwas miteinander zu tun? Handelt es sich vielleicht sogar um ein und dasselbe Wort?

Diese Frage ist erstmalig von Isidor von Sevilla¹² und nach ihm auch von modernen Etymologen der lateinischen Sprache erwogen worden,¹³ und sie haben einige Spuren verfolgt, die auf das Verbum *tendere* mit der Bedeutung „spannen“ hinführen. An der Schläfe „spannt“ sich ja die Kopfhaut, so daß man bisweilen die Adern durchscheinen sieht, und andererseits spricht man geläufig von einer Zeit-„Spanne“. So ungefähr lauten die Vermutungen. Ich bin nun der Ansicht, daß die Etymologen auf inadäquaten Wegen nach der Lösung dieses Rätsels gesucht haben, wenn sie mit rein linguistischen, und das heißt hauptsächlich phonetisch-morphologischen Methoden gearbeitet haben. Man muß auch in der Sprachgeschichte und zumal bei der Suche nach Etymologien die Ermahnung von Norbert Elias beherzigen, zunächst danach zu fragen, was die Menschen mit der Zeit, und nun setze ich hinzu, auch mit der Schläfe „gemacht“ haben. Gibt es also, so will ich die Frage präzisieren, für Schläfe und Zeit eine gemeinsame Pragmatik, ein Handlungsfeld, in dem die Bedeutungen dieser Wörter als Teilbedeutungen eines Handlungsgefüges zusammentreten und eine „Gestalt-schließung“ im Sinne der Gestalttheorie zustande bringen? Das ist, wie mir scheint, der Fall, und zwar in der uralten Wissenschaft und Praxis der *Medizin*.¹⁴ Ich habe nun bei einigen alten Ärzten nachgelesen, was bei ihnen möglicherweise zum Zusammenhang von Schläfe und Zeit zu erfahren ist und bin dabei auf die ebenfalls sehr alte Lehre von der diagnostischen Bedeutung des *Pulsschlags* aufmerksam geworden.¹⁵ Ich habe diese Lehre nur „sehr alt“ und nicht „uralt“ genannt, weil es bei den späteren Ärzten umstritten ist, ob der „Vater der Medizin“, Hippokrates, mit seiner Schule schon eine vollentwickelte Lehre von der diagnostischen Bedeutung des Pulsschlags entwickelt hat. Einige der späteren Ärzte vertreten die Auffassung, die eigentlichen Klassiker der Pulsdiagnostik seien He-

12 Isidor von Sevilla: „Quae (scil. tempora) ideo sic nuncupantur, quia moventur ipsaque mobilitate quasi tempora quibusdam intervallis mutantur.“ (Etym. XI, 32). Vgl. Juan José Goyanes: *Onomatologia anatomica nova. Historia del lenguaje anatómico*, t. I, Valencia 1978, S. 51.

13 Vgl. besonders Hjalmar Frisk: *Quelques noms de la tempe en indo-européen* (1951), in: Ders., *Kleine Schriften zur Indogermanistik und zur griechischen Wortkunde*, Göteborg 1966, S. 83–101 – mit weiteren bibliographischen Hinweisen.

14 Für fachliche Auskünfte und Hinweise habe ich hier meinen medizinischen und medizinhistorischen Kollegen Jürgen Aschoff, Herbert Lippert und Heinrich Schipperges herzlich zu danken.

15 Vgl. vor allem Werner Friedrich Kümmel: *Der Puls und das Problem der Zeitmessung in der Geschichte der Medizin*, *Medizinhistorisches Journal* 9 (1974) 1–22; Jürgen Aschoff: *Day-Night Variations in the Cardiovascular System. Historical and Other Notes by an Outsider* (im Druck).

rophilos von Chalkedon, der um 300 v. Chr. als Arzt in Alexandrien wirkte, und Rufus von Ephesos gewesen, der um 100 n. Chr. lebte.¹⁶ Der in Wien tätige Arzt Antonius de Haen verteidigt aber noch in seiner „*Ratio medendi*“ (1768) mit Leidenschaft die Vaterschaft des Hippokrates auch für die Lehre vom Puls und Pulsschlag.¹⁷

Was hat nun der Puls mit der Zeit und der Schläfe zu tun? Daß der Puls, zumal wenn er als Krankheitssymptom schneller als gewöhnlich schlägt und dadurch die Aufmerksamkeit des Kranken und des behandelnden Arztes auf sich zieht, etwas mit der Zeit zu tun hat, ist evident, und so kann man leicht den Versuch des Rufus von Ephesos verstehen, die verschiedenen, bei Gesunden und Kranken feststellbaren Pulstypen mit dem Begriffsinstrument der griechischen Metrik zu beschreiben.¹⁸ Und deren Formen, zum Beispiel Trochäus (– ∪), Spondeus (– –) und bei älteren Leuten der Jambus (∪ –), sind natürlich Zeitmaße. Schwerer fällt uns Heutigen schon, die Verbindung zwischen Puls und Schläfe herzustellen, da man doch heute für gewöhnlich den Puls am Handgelenk fühlt, wo er in der Tat am kräftigsten schlägt. Das hat man auch in der Antike schon gewußt und selbstverständlich auch damals schon den Daumen auf die Schlagader des Handgelenkes gelegt. Aber daneben hat man, wie alle älteren medizinischen Texte ausweisen, den Puls immer wieder an anderen Stellen des Körpers gefühlt und gezählt, darunter auch mit deutlicher Bevorzugung an der Schläfe.¹⁹ Dort schlägt der Puls zwar etwas schwächer als am Handgelenk, ist aber zum Ausgleich bei einigen Krankheitsbildern, wenn nämlich Stirn- und Schläfenadern hervortreten, nicht nur tast-, sondern auch sichtbar.²⁰ Eine deutsche Krankengeschichte aus dem 18. Jahrhundert beschreibt, daß man bei einer Frau, die unter Kopfweh litt, die Schlagader „wie eine Uhr“ wahrnahm.²¹ Und schließlich ist der Pulsschlag an der Schläfe, wie jeder

16 Vgl. H. Haeser: *Geschichte der Medizin*, Jena 1875, S. 145 ff.; G. Sarton: *Introduction to the History of Science*, Baltimore 1927, S. 99.

17 Antonius de Haen: *Ratio medendi* XII, Wien 1768, besonders Kap. I–IV.

18 Vgl. Rudolf Brückle: *Die Pulsschrift des Rufus von Ephesus*. Einleitung und deutsche Übersetzung von R. B., Diss. München 1939 (Masch.-Schr.).

19 Zusammenfassend A. de Haen von Hippokrates: „ille clare percipiet Hippocratem 1° consuluisset pulsum arteriarum variis in corporis locis: in carpo, in cervice, in temporibus, in fronte, ad praecordia, ad ventrem“ (Loc. cit., cap. I, t. XII, p. 12).

20 Ebenfalls nach de Haen: „ad crisin morborum temporum esse tangendas arterias“ (Loc. cit., cap. I, t. XII, p. 8). Und: „temporum autem arteriae saliebant“ (ibid., p. 7).

21 Friedrich Casimir Medicus: *Geschichte der Periode haltender Krankheiten*, Frankfurt 1794, Bd. I; S. 104 nach Thomas Bartholin, *Observatorium anatomicum*, S. 30 – Hinweis von Jürgen Aschoff.

weiß, der einmal einige Nächte schlaflos verbracht hat, sogar am eigenen Leibe *hörbar*. Das alles haben die alten Ärzte gewußt und in ihrer Kunst sorgfältig bedacht. Sie haben daher bei der Aufzählung derjenigen Körperpartien, an denen man den Puls messen kann, häufig die Schläfe ausdrücklich hervorgehoben, so beispielsweise noch, um nur die uns nächststehenden Autoritäten zu berücksichtigen, Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus, und der (bereits genannte) Wiener Arzt Antonius de Haen.²² Dieser Befund wird wiederum von den natürlichen Sprachen bestätigt, in diesem Fall vom Provenzalischen, Katalanischen und Aragonesischen, wo das Wort *pols* noch heute neben der Bedeutung ‚Puls‘ die Bedeutung ‚Schläfe‘ hat.

Unter den medizinischen Autoritäten, die vom Puls und folglich auch von der Schläfe handeln, will ich den englischen Arzt William Harvey (1578–1657) ausdrücklich hervorheben. Harvey nimmt bekanntlich in der Geschichte der Medizin einen besonders ehrenvollen Platz ein, weil er mit seiner Schrift *Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis in animalibus* (1628) die Lehre vom großen Blutkreislauf durchgesetzt hat.²³ Auch vom Pulsschlag ist in dieser Schrift an vielen Stellen die Rede, und er wird wie folgt definiert: „*pulsus (...) nil nisi sanguinis a corde impulsus*“ (caput V). Natürlich weiß auch Harvey noch, daß man den Puls nicht nur an einer Stelle, sondern an mehreren Stellen des Körpers fühlen kann, und er nennt ausdrücklich neben der Handwurzel (*carpus*) die Schläfe (*tempora*).²⁴ Aber andererseits ist gerade Harveys Entdeckung des großen Blutkreislaufs, was er selber noch gar nicht berücksichtigt, dafür verantwortlich zu machen, daß die Ärzte nunmehr den Puls nicht mehr an verschiedenen Stellen des Körpers, sondern nur noch an einer einzigen Stelle zu fühlen brauchen, und zwar zweckmäßigerweise an derjenigen, wo der Puls am deutlichsten zu spüren ist, also an der Handwurzel. Wenn nämlich das Herz mit seinem Schlagen für den gesamten Kreislauf des Blutes den Zeithrhythmus angibt, ist es unnötig, an verschiedenen Stellen des Körpers einen verschiedenen Pulsschlag zu erwarten. So ist nun das Pulsfühlen an der

22 Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus: *De pulsibus*, in: *Sämtliche Werke*, hg. von Karl Sudhoff, Bd. IV, München 1931, besonders S. 575: „*Tangatur igitur primo membrorum exteriorum pulsus, ut manuum et pedum, demum colli, dein laterum, demum sub axillis, postea temporum.*“ – Antonius de Haen, *Loc. cit.* S. 12.

23 William Harvey: *Movement of the Heart and Blood in Animals* (lat. und englisch), Oxford 1957.

24 Harvey: „*Ex altera parte, quando cor languidius pulsatur, non solum non in digitis, sed nec in carpo aut temporibus pulsum sentire contingit*“ (cap. XVII).

Schläfe in der ärztlichen Praxis, von einigen Nachzüglern abgesehen, außer Übung gekommen. Und so ist es auch zu erklären, daß wir heute vom medizinisch-pragmatischen Zusammenhang von Schläfe, Puls und Zeit fast nichts mehr wissen. Aber es kann wohl, wenn man die nicht nur Jahrhunderte, sondern Jahrtausende währende Praxis der ärztlichen Pulsdiagnostik in Rechnung stellt, kein Zweifel mehr daran bestehen, daß die beiden lateinischen Wörter *tempus*, die man in den Wörterbüchern findet, in Wirklichkeit ein und dasselbe Wort sind. Isidor von Sevilla hat das ganz richtig gesehen. Diese Etymologie wird auch, um noch einen Augenblick bei der Linguistik zu verweilen, durch einige Nachbarwörter gestützt, die diesen Zusammenhang bestätigen, beispielsweise das Verbum *temptare* (*tentare*), das wir im allgemeinen in der Bedeutung ‚versuchen, in Versuchung führen‘ kennen, das aber zuerst eine konkret-leibliche Bedeutung hat, nämlich ‚fühlen, tasten‘ und das beispielsweise von Ovid ausdrücklich zur Bezeichnung des Pulsfühlers gebraucht wird: *temptatae pollice venae*.²⁵ Schließlich gehört, da die obliquen Formen zu *tempus* nicht nur mit *-o-*, sondern auch mit *-e-* gebildet werden (*temperis* neben *temporis*), auch das Verbum *temperare* in diesen Zusammenhang, da es nicht nur ‚mischen‘, sondern in der Fachsprache der Metrik und Musik ‚den Takt angeben‘ bedeutet. Schließlich ist als Parallele noch an das griechische Wort für ‚Schläfe‘, *krótaphos/krótaphoi* zu erinnern, das offensichtlich von dem Verbum *krotáo* ‚schlagen, pochen, klopfen‘ abgeleitet ist.²⁶

So steht nun wohl außer Frage, daß wir hier mit der linguistisch-etymologischen Beobachtung einiger natürlicher Sprachen einem Sachverhalt auf die Spur gekommen sind, der einen aufschlußreichen Einblick in den Zeitsinn verschafft. Die Zeit hat offenbar nach der festen Überzeugung vieler Generationen und nach einer Jahrtausende alten medizinischen Lehre am Leib des Menschen ihren festen Sitz und ihr Sinnesorgan gehabt, in der rhythmisch-pulsierenden Schlagader der Schläfe nämlich. Dort war die Zeit gewissermaßen zu Hause, und dort konnte man sie zugleich tasten, sehen und hören. Es ist dies eine rhythmische (und nicht im Sinne Bergsons nur „dauernde“) Zeit, die unserem Leib eingeboren und mit dem Leib verfügbar ist. Mit allen anderen Organen des Leibes hat das an der Schläfe heimische Zeitorgan gemeinsam, daß wir seiner unter normalen Gesundheitsbedingungen nicht achten. Gesundheit ist ja überhaupt definierbar als Unbe-

25 Ovid, 10 Met. 289.

26 Das Kritisch-etymologische medizinische Lexicon aus dem Jahre 1844 kennt noch ein *crotophium* genanntes Krankheitsbild, das als ‚unangenehmes Klopfen in der Schläfengegend‘ paraphrasiert wird.

achtlichkeit des Leibes. Wenn man aber krank wird und das Blut in den Adern pocht, dann wird auch der Leib mit seinen Gebrechen sinnlich wahrgenommen, und zwar an erster Stelle dort, wo auch der Arzt seine erste und allgemeinste Diagnose stellt. In der Störung der gewohnten Zeitlichkeit des Pulsschlags macht der kranke Mensch eine Zeiterfahrung, die dem gesunden Menschen verschlossen ist.

Nun sind abschließend noch zu dem deutschen Wort *Schläfe* einige Anmerkungen zu machen. Das ist erst recht ein Wort mit einer rätselhaften Etymologie. Nur so viel weiß man mit Sicherheit, daß es sich um den Plural des Wortes *Schlaf* handelt. Was um Gottes Willen hat aber der Körperteil der Schläfe mit dem Schlaf zu tun? Die etymologischen Wörterbücher geben auf diese Frage eine pragmatisch nicht sehr befriedigende Antwort. Sie lautet etwa: Die Schläfe heißt so, weil man sich zum Schlafen oft auf die Schläfe legt. Das ist eine Erklärung, die allein deshalb schon unbefriedigend ist, weil die deutsche Sprache für diesen Fall eine ganz andere Redensart bereit hält. Man legt sich nämlich, wenn man sich zum Schlafen niederlegt, „aufs Ohr“. Immerhin liegt man dann faktisch auch auf einer Schläfe. Und dabei kann man tatsächlich, wie jeder weiß, der sich schon einmal nachts schlaflos von einer Schläfe auf die andere gewälzt hat, den Pulsschlag mit seinen eigenen Ohren hören. Das ist eine elementare sinnliche Erfahrung der Zeit, die sicher dafür verantwortlich gemacht werden muß, daß in der deutschen Sprache aus einem alten, zu griech. *krótaphos* gut passenden Wort *Schlagader* (das in einer generellen Bedeutung ja heute noch existiert) über die *Schlafader* ein *Schlaf* und schließlich die *Schläfe* geworden ist.²⁷ So hängt auch das Wort *Schläfe* über einige semantische Zwischenstufen noch mit dem pulsierenden Blut und dem leiblichen Erscheinungsbild der Zeit zusammen. Da darf ich wohl das letzte Wort in dieser Zeitfrage der Marschallin in Richard Straußens *Rosenkavalier* geben, die in dieser Oper nach den Worten des Libretto von Hugo von Hofmannsthal einmal in die folgende Klage ausbricht:

27 Daß man auch im deutschen Sprachraum den Puls an der Schläfe gefühlt hat, ist belegt durch die um 1565 entstandene *Zimmerische Chronik*, aus der das Grimmsche Wörterbuch einen Beleg zitiert: „die pulsader an schleffen oder den armen (...) begriffen“ (*Zimmerische Chronik*, hg. von Karl August Barack, Bd. III, Tübingen 2. Aufl. 1881 – vgl. auch Dietmar Wünschmann: *Die Tageszeiten. Ihre Bezeichnung im Deutschen*, Diss. Marburg 1964, S. 42).

Die Zeit im Grund, Quinquin,
Die Zeit, die ändert doch nichts an den Sachen.
Die Zeit, die ist ein sonderbar Ding.
Wenn man so hineinlebt, ist sie rein gar nichts.
Aber dann auf einmal, da spürt man nichts als sie.
Sie ist um uns herum, sie ist auch in uns drinnen.
In den Gesichtern rieselt sie.
In meinen Schläfen fließt sie.
Und zwischen mir und dir.
Da fließt sie wieder, lautlos, wie eine Sanduhr.
Oh, Quinquin! Manchmal hör' ich sie fließen –
Unaufhaltsam,
Manchmal steh' ich auf mitten in der Nacht
Und laß die Uhren alle, alle stehn.
Allein, man muß sich auch vor ihr nicht fürchten.
Auch sie ist ein Geschöpf des Vaters, der uns alle erschaffen hat.²⁸

So weit die Marschallin. Da bleibt mir nur noch zu sagen: Amen.

28 *Der Rosenkavalier*. Komödie für Musik in drei Aufzügen von Hugo von Hofmannsthal, Musik von Richard Strauss, Mainz 1987, S. 49. – Vgl. auch – in einem anderen literarischen Kontext – Walter Mehring: *Der Zeitpuls fliegt*, Hamburg 1958 (= *rororo* 282), darin besonders das Chanson „Sechstagerennen“.

Herbert Heckmann

Zeit nimmt sich Zeit, Zeit braucht Zeit.

Lieber August, um mit dem Grund meiner Anmerkungen anzufangen, noch einmal, lieber August, mögest Du noch lange leben! Als man mich fragte, worüber ich denn Dir zu Ehren reden wolle – das Thema Zeit war vorgegeben – rutschte mir unversehens der Titel auf die Zunge: „Zeit nimmt sich Zeit, Zeit braucht Zeit.“ Und kaum hatte ich es gesagt, bereute ich es schon. Wie bin ich nur auf diesen Titel und das dahinter zu vermutende Thema gekommen? Über die Zeit zu schreiben, gehört zu den schwierigsten Geschäften der Philosophie, und schon mancher ist dabei ins geistige Schnaufen gekommen. In der Literatur zwischen Wladiwostok und Vancouver, von der einen Seite wie auch von der anderen Seite – ist es auch nicht gerade ein geschwindes Honigschlecken. Was kann man schon von der Zeit anderes behaupten, als es Tristram Shandys Mutter tat, die kurz vor ihrem Muttersein ihrem Mann zuflüsterte:

„Pray my Dear, have you not forgot to wind up the clock?“

Da ich schon zitiere, will ich nicht verhehlen, daß das Titelchen meiner Rede ebenfalls ein Zitat ist. Es findet sich bei Brecht, und Brecht, der eine sehr glückliche Hand fürs Zitieren bewies, hatte es von Karl Valentin, und Karl Valentin hatte es vielleicht von sich selbst. Tatsächlich kannte es auch mein Großvater, der es als ein Losungswort benutzte. Er schloß damit langwierige Reden ab oder wies auf etwas hin, das wir alle nicht haben, auf die Zeit. Mein Großvater hatte unter der Zeit schwer zu leiden. Er trug seine Taschenuhr in Bauchnähe, um das Pochen der Vergänglichkeit mit dem Magengrollen zu verquicken. Er kannte Karl Valentin und wechselte mit ihm Postkarten des Inhalts:

„Lieber Herr Valentin,

es ist sehr sonnig in Berchtesgaden. Ich hoffe, das Wetter mit Ihnen teilen zu können.“

Halt, laß mich, lieber August, die Pointe noch in meinem Ärmel behalten. Ich hoffe, sie im richtigen Augenblick herausschütteln zu können. Unterschlagene Pointen machen die Zeit nur zu sehr spürbar, und dieser Qual möchte ich Dich nicht aussetzen.

Zurück zu Karl Valentin! Er antwortete meinem Großvater postwendend auf einer Münchener Postkarte, die das Hofbräuhaus, bierfarben getönt, zeigte:

„In Beantwortung Ihres Schreibens vom soundsovielten teile ich Ihnen mit, daß es just in München regnete, aber das macht gar nichts, denn auf Regen folgt Sonnenschein.

Hochachtungsvoll.“

Mein Großvater war entzückt und steckte die Postkarte hinter den Spiegel, in dem er sich mit dem Messer rasierte und in den er wegen der vielen Postkarten, die ihn umrahmten, wie in ein Glas mit Laubfrosch und einer Leiter hineinschaute. Die Wettermeldungen rund um den Spiegel hatten jedoch den Nachteil, daß sie nicht aktuell waren, aber das hinderte meinen Großvater keineswegs, sich ihrer ganz nach Belieben zu bedienen. Er hatte ein geradezu philosophisches Verhältnis zu ihnen und wurde in seiner kühnen Vertrauensseligkeit sogar manchmal angenehm enttäuscht, wie es eben die Philosophie auch zuweilen zustande bringt.

Mein Großvater war tatsächlich ein großer Mann von gut angelegten 190 cm mit kurzen Haaren, mit kurzen Sätzen und – ich näherte mich meinem Thema – mit einer Vorliebe für Uhren aller Art. Er konnte so pünktlich sein, nein, er war so pünktlich, daß manche Uhren vor Schreck stehen blieben. Vater „Chronos“ nannte ihn sein Schwiegersohn, der gleichzeitig mein Vater war. Alles hat seine Zeit.

Um dieses bewerkstelligen zu können – ein Zeitwort übrigens, das ich mir immer mit Gipsbeinen vorstelle – also um dieses bewerkstelligen zu können, hatte mein Großvater überall in seinem Haus Uhren aufgehängt und aufgestellt, die um die Wette miteinander tickten und die Viertel-, halbe und volle Stunde anschlugen, jedoch nie gleichzeitig, so daß ich mich gezwungen sah, mein Leben als Zweifler zu beginnen. Die Zeit hatte mich schon sehr früh in ihren Fängen, was zur Folge hatte, daß ich mich im Zeigerbeobachten übte, bis mir die Augen tränkten. Einmal verlor ich dann doch die Geduld und stürmte zu meinem Großvater, um mich über die Uhr zu beklagen, die nicht voran wollte. Er schaute nach und stellte mit einem leichten Anheben der Augenbrauen fest:

„Sie ist stehen geblieben.“

Ich schämte mich, daß ich so wenig Vertrauen in den Vollzug der Zeit hatte und allen Ernstes glaubte, wenn eine Uhr stehen bleibt, sei das ein untrüglicher Beweis dafür, daß die Zeit eine Pause mache. Manchmal wünschte ich mir solche Pausen, vor allem dann, wenn ärgerliche Dinge auf mich zukamen, auf die ich mich nicht genügend vorbereitet fühlte; aber mit der

Zeit mußte ich erfahren, daß die Zeit keine Verschnaufpausen kennt und ungeachtet meiner Wünsche, Erwartungen und Befürchtungen immer den gleichen Rhythmus hat. Eine Stunde nach heutiger Messung war zur Zeit Karls des Großen genau so lang. Und da sagen die Historiker: Wie haben sich doch die Zeiten geändert. Nicht die Zeit hat sich geändert, die nach dem Urknall sich auf die Wanderschaft gemacht hat und die immer nur vergeht, sondern die Menschen, die freilich auch vergehen.

Mein Großvater hatte einen Trost: Zeit nimmt sich Zeit, Zeit braucht Zeit. Diese Losung hing gleichsam wie ein Angelwurm in meinem Bewußtsein, und die unruhigen Fische des Verstehenwollens schnappten vergeblich nach ihm.

Ich muß meinen etwas ausschweifenden Gedanken unterbrechen, um endlich mit den assoziativen Hintergründen meiner Themaentscheidung herauszurücken. Doch nicht so schnell! Ich muß Deine Geduld, lieber August, noch etwas strapazieren, womit ich fast die Rolle der Zeit selbst spiele und Öl auf das Feuer Deiner Neugier gieße, wie es im Arabischen heißt. Der Anonymus, der im Ruhmesschatten Laurence Sternes „Yoriks Betrachtungen über verschiedene wichtige und angenehme Gegenstände“ 1760 dem Publikum vorlegte, hat ein Loblied auf die Verbindung der Ideen sozusagen mit der Tinte gesungen: „O! du, die du dem Unsinne Verehrung schaffen kannst, geheimnisvolle Verbindung auch der entferntesten Ideen, wie groß ist dein Einfluß, wie ausgedehnt ist deine Macht!“ Ich zögere ein wenig, wenn ich daran denke, wie ich den Titel „Zeit nimmt sich Zeit. Zeit braucht Zeit“ meinen Großvater und Dich in ein Gedankenbett bringen soll.

Wenn ich in meiner Kindheit an Ratlosigkeit litt, ging ich zu meinem Großvater, der nicht weit von uns wohnte und meist wie Pangloß sich in seinem Garten beschäftigte, um das Wachstum der Pflanzen zu beschleunigen, die, wie er glaubte, ein gutes Beispiel brauchten. He had a green thumb, würde man im Englischen sagen, aber mein Großvater war dieser Sprache nicht mächtig, und hatte deswegen nur einen schmutzigen Daumen. Aber Daumen hin, Daumen her, mein Großvater kann mir nicht mehr helfen. Er ist schon lange tot, und sein Garten unter Zement verschwunden. Alles ein Opfer der Zeit. Jedwede Erhabenheit hat einen gemeinsamen Feind: Das möglichst Unmonumentale, das Zeitliche, das so ohne Aufhebens alles aufheben kann. Das „Monumentum aere perennius“ des Horaz hat viele Säureattentate der Zeit überstehen müssen. Sie ist wie der Bach, der das Bergesgestein aushöhlt und abbröckelt und in geschwätziger Hast und in schillerndem Schaum abwärts fährt, bis er versinkt im Meer der Vergessen-

heit. Horaz vergessen? Die Zeit ist das Pietätlose schlechthin; sie ists, die dem Lebenden Recht gibt. Die Zeit ist der Erzketzer, der Erzkritiker, dem alles, was entsteht, wert ist, daß es zugrunde geht; die Zeit ist eine unendliche Bank der Spötter. Denn der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist ein Schritt vom Ewigen zum Zeitlichen. Wenn da nicht die Erinnerung wäre! Ich nähere mich Deinem Metier, der Geschichtsforschung, die von der Zeit lebt oder wenigstens von dem, was in ihr geschieht, vorgeht – und die selbst wieder von der Zeit eingeholt wird. Die Zeit ist der Igel, der immer schon am Ende des Ackers sitzt und seine Stacheln behaglich der Sonne aussetzt. Das nimmt uns Hasenfüßen den letzten Elan der Erwartung. Zeit folgt auf Zeit. Das wissen wir aus Erinnerung. Von dem, was geschehen ist, bleibt etwas zurück, bleibt im Gedächtnis. Aber alle Erinnerung lügt, so wahrheitsgetreu sie auch dem Inhalt nach die Vergangenheit reproduziert. Denn diese selber in ihrem formalen Verhältnis zu Zukunft und Gegenwart verschiebt sich unwillkürlich. Hier ist denn auch zugleich die Ursache gegeben, daß das Glück hinter uns liegt und niemals mit uns Schritt hält. Im besten Falle waren wir glücklich. Wüßten wir, wenn wir glücklich sind, daß wir glücklich sind, würde sich das Glück auf der Stelle davonmachen. Die Vergangenheit erscheint uns nämlich, wenn wir Rückschau halten, wie ein nach beiden Seiten wohlgeschütztes Tal, das, so sehr es von Stürmen verheert werden mochte, vor völliger Zerstörung bewahrt blieb. In Wirklichkeit aber war diese Vergangenheit einmal nicht das friedliche Idyll, das uns die Erinnerung vortäuscht, sondern unbestimmte Gegenwart, die sich am besten mit dem schmalen Platze am Schiffssteuer vergleichen läßt, von dem aus man auf endlose, sturmbewegte Flutenmassen blickt, in die Zukunft.

Auf dem schmalen Platz am Schiffssteuer habe ich nie gestanden, aber von den sturmbewegten Flutmassen der zukünftigen Zeit, von dem turbulenten Möglichkeitstheater des „Noch nicht!“ ist mir manche Nacht schlaflos geblieben. So ist das mit Metaphern: sie legen einen Steg über den Abgrund zwischen zwei Dingen, daß dem Wortwanderer das Herz – in die metaphorische Hose rutscht. Ohne die Hilfe der Erinnerung würde er das Gleichgewicht verlieren und in Stummheit versinken. Wenn wir schon einmal bei den Metaphern sind, der Währung der Zeit, versichere ich mich am besten der Hilfe Hamanns, der orakelte: „Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts; wie der Gartenbau älter als der Acker; Malerey, – als Schrift: Gesang, – als Deklamation: Gleichnisse, – als Schlüsse: Tausch, – als Handel. Ein tieferer Schlaf war die Ruhe unserer Urahren; und ihre Bewegung, ein taumelnder Tanz. Sieben Tage im Stillschweigen

des Nachsinns oder Erstaunen saßen sie; – – und thaten ihren Mund auf – zu geflügelten Sprüchen.“

Da haben wir sie – die geflügelten Sprüche, die den Zeithauch nachzeichnen: die Geschichte, denn nichts ist schlimmer als das absolute Vergessen, das uns gottlos macht und im Kreise gehend. Die Zeit geht voran, während sie vergeht, und immer größer wird der Turm der Vergangenheit. Die Dichter waren die ersten Geschichtsschreiber, Sänger gegen die Zeit, gotttrunken, aber dann im Geschwätz und im Getriebe der Jahrhunderte, Jahrtausende erlag man schließlich den Versuchungen der Zeit, die dem Moment vor dem Monumentalen den Vorzug gibt. Es begann der Kultus der Zeitlichkeit. Die Zeit eröffnete die Fülle ihrer Maschen; die Minute ward entdeckt und schon durch Telegraph und Eisenbahn, die nicht mehr wie die gute Schneckenpost, der Ludwig Böme ein literarisches Denkmal setzte – nach Stunden und Tagen rechnete. Und wie die Minuten die Stunde ersetzen, so füllte sich die Stunde wie ein Tag, der Tag schwoll zum Jahr an Reichtum der Erfahrung, das Jahr zum Leben. Die „Zeitung“ stieg auf als Macht, die jeden Tag zu einer Welt, zu einer Flut von Ereignissen steigerte, und die Zeitung verdrängte die Predigt, verdrängte in einem gewissen Sinne auch das Buch, das durch die modernen Massenmedien noch viel raffiniertere Feinde hinzugewonnen hat, und der Journalist, der seine Schwäche, die Tinte nicht halten zu können, zum Beruf machte, verdrängte seine Antipoden, den Philosophen, den philosophischen Historiker. Der Amerikanismus begann allenthalben zu triumphieren, dem Zeit Geld ist, und der fanatische Erfindungssinn kam mit dem fanatischen Entwicklungssinn aus einem Lebenstrieb, aus der Schätzung der Zeit. Nichts wie fort, fort, fort! voran! voran! voran!

Vor lauter Zeitlichkeit verlor man den Sinn für das Schicksal und hatte nicht mehr den Mut oder die Kraft, Geschichte nachzuerzählen, wie das unser gemeinsamer Freund Golo noch kann. An die Stelle des Erzählens, in dem noch ein wenig von der Hamannschen Urpoesie nachhallt, ist das Dokumentieren getreten, das sich als eine höhere Art des Erbsenzählens erweist. Lieber August, wenn die Erbsen Gold wären, würden wir tapfer mitzählen. Oder? Das Erbsengold wiegt das Gold des Erzählens nicht auf.

Die Teile zerfallen in Teile, die wiederum in Teile zerfallen, wie Hofmannsthal seinen Lord Chandos sinnieren läßt. Die Zeit treibt alles aus dem Zusammenhang; vergangene Ereignisse lassen sich nicht mehr so leicht an einen roten Faden hängen. Uns ist die Sprache dafür ausgegangen. Ariadne ist fadenlos geworden, und Theseus irrt im Labyrinth umher und weiß gar nicht, daß er durch ein Labyrinth geht. Angesichts dieser Disparatheit aller

Ereignisse, Zustände und Menschen, beginnt man an Zufälle zu glauben, und die Kartenlegerinnen wittern metaphysische Morgenluft, trotz Hegel und Marx und der Folgen, und diese Zufälle enden in Statistiken. Im Jahre 1450 besaßen mehr Kirchtürme Uhren als Menschen Uhren besaßen. Was lernen wir aus diesem Tatbestand? Daß die Menschen heute Kirchtürme sind? Die Bedeutung der Zeit ist heutzutage jedem einzelnen überlassen. Er bedarf der Kirchturmsuhr nicht mehr. Die Zeitlichkeit fördert die Teilung, und die Teilung fördert das Fremdeln. So erging es Malte Laurids Brigge, der seine Aufzeichnungen mit der Beobachtung begann:

„So also hierher kommen die Leute, um zu leben, ich würde eher meinen, es stürbe sich hier. Ich bin ausgewesen. Ich habe gesehen: Hospitäler. Ich habe einen Menschen gesehen, welcher schwankte und umsank. Die Leute versammelten sich um ihn, das ersparte mir den Rest. Ich habe eine schwangere Frau gesehen. Sie schob sich schwer an einer hohen, warmen Mauer entlang, nach der sie manchmal tastete, wie um sich zu überzeugen, daß sie noch da sei. Ja, sie war noch da. Dahinter? Ich suchte auf meinem Plan: Maison d'Accouchement. Gut. Man wird sie entbinden – man kann das. Weiter, rue Saint-Jacques, ein großes Gebäude mit einer Kuppel. Der Plan gab an Val-de grâce Hôpital militaire. Das brauchte ich eigentlich nicht zu wissen, aber es schadet nichts.“

Es schadet nicht? Was ist denn überhaupt wert, daß man es behalte?

Die Zeit ist grausam, sie lebt nur im Mord ihrer Glieder und duldet keine Auferstehung. Der Kultus der Zeit ist der Kultus des Wechselnden, des Neuen, der Moden, die die Sehnsucht kurz heraufbeschwören, um sie dann zu einem Accessoir verkommen zu lassen. Einst galt der novarum rerum cupidus als Verbrecher, einst wollte man gerade nicht neu sein, sondern lebte den alten Mustern nach und hängte ihnen das eigene Neue als Altes, eine ganz unechte Literatur an; einst wetteiferten die Künstler, dieselben Götter und Heilige, die alten Fabeln und Legenden nur immer schöner darzustellen; einst wußte Platon zum Lobe der ägyptischen Kunst nichts Größeres zu sagen, als daß sie seit tausenden von Jahren dieselben Geräte in denselben Formen bilde.

Nichts Neues geschieht unter der Sonne, sagt der Prediger. Nichts Neues geschieht unter der Sonne. Dem modernen Zeitungsverleger müßten bei dieser biblischen Weisheit die Haare zu Berge stehen. Nichts Neues? Man wage, dies einmal dem Fernsehpublikum anzukündigen! (In Wirklichkeit verfährt man genau nach diesem Prinzip.)

Solange die testimonia veterum noch verpflichtend waren, solange noch das Wort Meister heilig war, galt das Neue als eine Erfindung des Teufels,

um die Menschen von ihrer Gottesfurcht abzulenken. Heute ist das Neue das Heilige, und das Heilige ist das Neue. Heute erst steigt das „Moderne“ auf als Begriff, als Wort und Wert in steigendem, sich überstürzendem Triumph, wo über ein „Modernes“ immer ein Moderneres hinwegschreitet, bis man ins Disneyland der Postmoderne gerät. Dort wird alles wieder auf *neu* getrimmt, weil die menschliche Kreativität sich im Immerneuen zu erschöpfen droht. Und so gilt das Alte auch nur als ein anderes, ein wieder Neues, ein Hypermodernes. Heute ist der Fortschritt das allein Selbstverständliche, der Wert an sich, auf den alles zurückgeführt wird, das erste und letzte Argument, der Ersatz aller Logik. Heute ist das Bewußtsein der Zeit, die sich selbst treibt, sich selbst spiegelt, die Zeit der Zeit, die Zeit, die sich Zeit nimmt und Zeit braucht. Alas, poor Yorick!

Heute sind wir immer auf dem Marsch vorbei an tausend Meilensteinen, und tausend läutende Zeichen des Augenblicks schlagen uns stachelnd ins Ohr.

Jetzt sind wir wieder bei meinem Großvater angelangt, der den Lärm haßte und sich deswegen Doppelfenster machen ließ. An Karl Valentin schrieb er ungefähr so:

„In Anbetracht des allgegenwärtigen Lärms sehe ich mich gezwungen, Ohrenschützer zu tragen.“ Die Antwort kam postwendend aus München: „Ich verstehe kein Wort, ich trage Ohrenschützer.“ Die Zeit macht Lärm. Das Echo des Urknalls soll noch im Weltraum herrschen und es soll überhaupt nicht wie die von Pythagoras erhoffte Sphärenmusik klingen. Die Zeit macht Lärm. Die Stille ist ein Kunstprodukt des Geistes. So schreien die Zeitungsverkäufer die Neuigkeiten, und die Dokumente mästen die Archive. Hat die Geschichte überhaupt einen Plot, wie sie gute Geschichten haben? Da sind wir, lieber August, jetzt wieder beim Anonymus im Schatten Laurence Sternes angelangt, der die Verbindung der Idee zwischen den Zeilen als eine Sanktionierung des Unsinnns ansah. Indem ich meinerseits jetzt über die Verbindung der Ideen nachgrübele, im Yiddischen nennt man diese Tätigkeit „klären“, fühle ich selbst ihren Einfluß; die Idee der Zeit brachte mich auf die Idee der Erinnerung und diese führte mich zu Dir und meinem Großvater, wobei ich mich jedoch scheue, in euch beiden jeweils eine Idee zu sehen – und doch sieht man so mit einem Blick, daß diese Ideen, Du und mein Großvater, keine so augenscheinliche Verknüpfung miteinander haben. Augenscheinlich? Es gibt Verknüpfungen, die man sieht, und es gibt Verknüpfungen, die man nicht sieht. Das weiß ein so erfahrener Historiker wie Du, lieber August, der nicht zu den Erbsenzählern zählt. Unser Anonymus hat seine Skepsis zu weit in die Weltgeschichte

spazieren geführt. Verbindungen der Idee stellt man nicht einfach her, sie stellen sich selbst her. Wo kämen wir denn hin, wenn wir mit dem Hammer philosophierten, um alles für- und zueinander passend zu machen? Man muß die Einheit entdecken, wo sie gelebt worden ist. Es gibt Menschen, die finden sich in allen Teilen ihres Lebens als untrennbare Einheit. Aber der Grund dafür muß in Verschiedenem gesucht werden. Und man muß vornehmlich hier vor Verwechslungen auf der Hut sein. Es gibt Menschen, die sich gern als Einheit besitzen, weil sie diesen Besitz lieben. Sie genießen sich in ihren Erinnerungen und wollen um kein Atom dieses Genusses verkürzt werden. Da ist es die Freude an sich selber, die zur Einheit will. Glück der Monomanie, die so oft ein gutes Mistbeet für das Schöpferische abgegeben hat. Daneben gibt es aber auch Menschen – und es scheint, daß es gerade auf sie ankommt – die sich bis in die Vergangenheit und Vorvergangenheit zurückverfolgen und sich deshalb in allen Vergangenheiten suchen. Sie wollen sich ganz ins Auge sehen, um sich ganz hassenswert finden zu können. Sie wollen sich keinen schützenden Winkel im Mauerwerk früherer Zeiten lassen, sondern sich ganz entblößen und ganz verurteilen. Für sie ist jede Erinnerung eine Weltanklage, ihr Gedächtnis ein Sündenregister. Solche Menschen können nicht vergessen, ihre Vergangenheit hat sie gezeichnet. So hielt es Augustinus mit der Zeit, die für ihn immer durch Gottes Heute hindurchgeht:

„quam multi iam dies nostri et patrum nostrorum per hodiernum tuum transierunt.“

Genug der Abschweifungen, die, wie ich schon andeutete, nur Abschweifungen sind, um die Pointe im richtigen Augenblick loszuwerden, und wie Du, lieber August weißt, gehören die Pointen an den Schluß, sonst lacht man sich ins falsche Fäustchen.

Also noch einmal die Frage: Wie bin ich nur auf diesen Titel „Zeit nimmt sich Zeit, Zeit braucht Zeit“ und das dahinter zu vermutende Thema gekommen? Dir zu Ehren, lieber August, der Du in Deiner Wissenschaft der Zeit auf die Schliche kommen willst. Aber das war nicht der einzige Grund. Was denn in aller Welt sonst? Der Mensch ist, wie Du weißt, ein Assoziationsnervenbündel. Es fallen ihm die tollsten Dinge ein – und hinterher muß er sich fragen, nimmt das dir je einer ab? Die Wahrheit ist, daß die Wahrheit zuweilen in sehr seltsamen Schuhen einherschreitet. Um nicht länger darum herum zu reden, die Sache ist eigentlich sehr einfach. Mein Großvater hieß auch August und so mußte alles, was ich sagte, an dieser Urverbindung zappeln. Ich bitte Dich – und Sie – um Deine – und respektive Ihre – Nachsicht.

Dankbar, zerstörend und fordernd: die Zeit

In einer seiner Züricher Novellen läßt Gottfried Keller an einem heiter festlichen Tage als das „Zierlichste“ den Affen eines Landvogts auftreten, welcher „als eisgraues Mütterchen verkleidet auf seinem mächtigen Haubenbande die Inschrift trug: Ich bin die Zeit!“

Den ankommenden Damen brachte er Rosen.

Wie soll ich heute Euch, meinen Freunden, danken? Ihr spracht von der Zeit. Vielleicht ist es der Euch angenehmste – verborgenste – Dank, wenn auch ich mich der Zeit, dieser unserer Dame, zuwende. Daß sie nicht nur Glück bringt, erfuhr Karl der Große – daß sie rhythmisch-pulsierend Schwankungen unterworfen bleibt, weiß unsere Sprache; ja, daß sie selber Zeit braucht, ist nun so offenkundig geworden, daß ich, da ich sie nicht nur verehere, sondern auch achte, nicht verschweigen will, was sie an Unheil ausrichtete – übrigens mit unserer Hilfe, mit Hilfe der Historiker. Da Ihr dreimal spracht, will ich dreimal antworten und reden

- über die Zeit, die schenkt,
- über die Zeit, die zerstört
- und über die Zeit, die fordert.

Beginnen will ich mit der dankbaren Zeit in Erinnerung an den Affen Kokko – und dem Spruch seines Landvogts: „Zeit bringt Rosen“.

Jedem jungen Historiker mag es am Anfang so scheinen, als ob er – ein Vertrauter der Zeit – ihre Blüten nur zu pflücken brauchte. Er gerät, beschenkt von der Zeit, nicht in Ratlosigkeit wie Karl der Große. Er ist – eher nachsinnend, richtigstellend und forschend – allerdings auch nur selten von ihrem pulsierenden Rhythmus erfüllt. Dafür nimmt er unbekümmert, was die Zeit bietet. Mag der junge Historiker Erbsen zählen, wird mancher denken, und wenn sie ihm golden vorkommen, während sie blaßgrün und unreif sind, werden dies andere schon bemerken.

Auf so viel blindes – vielleicht sogar törichtes – Vertrauen reagierte die Zeit voller Dankbarkeit. Kellers Landvogt hat schon recht. Ich will nur andeuten,

was sie eine Gruppe von Historikern und Ökonomen, die hier in Stuttgart arbeiteten, zu sehen lehrte.

So wies sie auf Kulturen, deren Männer und Frauen nicht innerhalb der Zeit handelten, die vielmehr die Zeit selber tätig sein ließen, wie für einen Bauern die Zeit im Frühling und die Zeit im Herbst etwas hervorzubringen vermag. Wir versuchten daraufhin – in Zusammenarbeit mit Ethnologen, Mythen- und Märchenforschern – längst untergegangene Zeitkulturen erneut lebendig werden zu lassen – etwa die Gesellschaft, die nach der Eiszeit in Kleinasien erkennbar wird, in der die Eva des alttestamentlichen Schöpfungsberichts noch eine respektive Göttin war – oder die Gesellschaft der Megalithzeit, die sich auf Schiffen über die Weltmeere ausbreitete – oder die Gesellschaft der Kelten, deren Herrscher auf einem Wagen ein Totenreich begründete. – Dunkel sind die Rosen der Zeit.

Verlockender wurden – für die Mitarbeiter hier in Stuttgart – andere Zusammenhänge, die die Zeit erschloß. Bei der Beschäftigung mit der Zeit fiel auf: Die Menschen einer Gesellschaft sind oft durch gemeinsame Erwartungen verbunden. Ein Zeithorizont – und zwar nur einer von vielen möglichen – ist ihnen vertraut. Unterschiedliche Zukunftserwartungen beim Beginn der Industrialisierung Europas wurden früher bereits von Historikern analysiert. In Stuttgart fügten wir – von der Zeit darauf aufmerksam gemacht – weitere Beobachtungen hinzu. Was für eine glanzvoll herrscherliche Zukunft verkündeten Päpste den Eltern Karls und Karl dem Großen selber – auf Erden und in der Ewigkeit. (Wen wundert es, daß Karl der Große, als Mißerfolge kamen, irritiert die Fassung verlor?) Wie anders ist der Erwartungshorizont in den Stämmen Afrikas! Mit welchem erlösendem Gelächter hörten die Menschen dort Geschichten, an deren Ende der seit langem vorhergesehene Untergang – grotesk manchmal, gelegentlich düster, immer jedoch scharf und hart – gezeichnet wird.

Lieber Herbert Heckmann, welche Zukunft lag vor Deinem Robinson. Er fuhr mit einer Robinsonausgabe, in Ölpapier eingewickelt, auf einem Schiff nach Süden. „Es traf alles ein. Ein Orkan erhob sich. Das Schiff scheiterte. Er klammerte sich an eine Planke. In der linken Hand führte er das Buch in Ölpapier wie eine Flosse.

Das Glück einer Insel jedoch blieb ihm versagt. Er trieb dahin, bis die Wellen ihn so abgespült hatten, daß er wie ein Kieselstein zum Grunde schaukelte: eine Insel hoffend.“

Nun, wir Historiker hier in Stuttgart wirken – neben diesem Robinson – wie recht prosaische Naturen. Zudem regten die Ökonomen zu mancherlei Schulmeisterei an. Wenn die Zeit Erwartungen erkennen ließ, wollten wir

wissen, wie die Menschen, diesen Erwartungen folgend, handeln würden – etwa bei Projekten in der Dritten Welt. Manch einer von uns hatte sogar die Vorstellung, er könne Ratschläge geben. In Europa, vermuteten wir bald, war wenig zu hoffen. Was soll man einer Gesellschaft raten, in der, wenn Elias Canetti recht hat, die Klügsten und Sensibelsten immer dann tätig wurden, wenn sie durch ihre Aktivität die Chance erhielten, in einen Prozeß zu geraten, in dem sie verurteilt wurden. (Canetti schilderte uns die Erwartungen Kafkas anhand der Briefe, die Kafka an Frauen richtete, mit denen er verlobt oder in die er verliebt war. Er wählte die Freundinnen so, daß die Beziehung für ihn immer mit einem „Gericht“ endete, das ihn verdammt.) – Als meine Mitarbeiter und ich in Indonesien oder in China dortige Erwartungen zukünftigen Geschehens zu analysieren begannen, entdeckten wir – etwa bei jungen Frauen – Handlungen, die in eine sehr andere Zukunft führten. Da würde es sich schon zu raten lohnen. Doch welcher Unternehmer fragt nach dem Rat eines Historikers?

Die Zeit läßt erkennen, wie sich bei Menschen einer Gesellschaft Vergangenheit mit Zukunft verbindet, sobald der Historiker sich die Geschichte anhört, die die Menschen erzählen. (In Ghana und auf Sumatra sammelten Ökonomen für uns Geschichten, die die Lehrer im Unterricht vortrugen.) Schwieriger erwies sich der Übergang von der Bildsprache in die Zeitwelt. *Perspektivische und nichtperspektivische* Darstellungsweisen deuten auf Staffellungen, die den Betrachter dieser Bilder in eine Konfiguration mit den abgebildeten Gestalten versetzen. War das Bild perspektivisch, teilte der Betrachter mit allem, was er sah, einen gemeinsamen Raum und somit auch eine Zeit, in der er wie die Figuren des Bildes zu handeln vermochte. Bestand das Bild – nicht perspektivisch – aus Flächen und Linien, konnte er in seinen Vorstellungen bestenfalls diesen folgen und erfuhr so, welche Veränderungen die Zeit zu bringen vermochte. So ließ sich zeigen, wie Männer und Frauen in China mit der beginnenden Industrialisierung aus einer an Harmonie orientierten Dynamik in eine widerstandsorientierte Dynamik wechselten. – Die Beschäftigung mit der Zeit in den Bildern veröhnte etwas mit dem Europa unserer Tage. So regte sie zu Beobachtungen der abendländischen Moderne an, wobei Klee und Kandinsky, wie in ihrer Bauhauszeit, zu Lehrmeistern wurden und sich über die Plätze von Chillida Beziehungen zum politischen Geschehen andeuteten. – Freilich nach den publizierten Arbeiten zu schließen, scheint es anderen schwerzufallen, diesen Zugang über Bilder, den die Zeit gewährt, anzuwenden. Etwas unbekümmerter wurden in den letzten Jahren Bewegungen interpretiert. Bewegungen gliedern die Zeit. Bewegungen eröffnen Aspekte

der Zeit. Die ritterlichen Turniere, mittelalterliche und barocke Tanzgesten, die Reglements der europäischen und japanischen Armeen, der Leistungssport und die Spiele der Indonesier und Eskimos waren Themen, die gerne aufgegriffen und von Mitarbeitern unter mancherlei Aspekten ausgearbeitet wurden – immer mit Hinweisen auf die Zeit: auf die Zeit, die gegliedert wird, auf die Zeit, die bedroht ist, auf die Zeit, die sich während des Ablaufs einer Bewegung verändert. – Nebenbei wurden eigene Methoden, die es erlauben, Bewegungen vergangener Gesellschaften zu rekonstruieren, entwickelt.

Mit Bewegungen beschäftigen sich die Physiker. So lag es nahe, der Zeit zuzugestehen, daß man sich ihr auch über die Physik nähert – freilich mit Scheu; denn die Physiker sind gestrenge Herren, die es nicht schätzen, wenn ihre mathematischen Kenntnisse, in der so mehrdeutigen Sprache der Historiker wiedergegeben und gar noch als ein Mittel, verschiedene Aspekte der Zeit zu erschließen, benutzt werden. (Doch auch die unerwiderte Liebe ist eine Liebe und bleibt, arbeitsam und fleißig, ihrer Zuneigung getreu).

Die Zeit braucht Zeit. – Es hat lange gedauert, bis sich Mitarbeiter einfanden, die sich auf die Musik, auf diese zeitlichste aller zeitbezogenen Künste einließen. Immer schon wußten wir hier in Stuttgart – denn die Musikwissenschaftler sprechen gerne davon –, daß nach wenigen Tönen eines einfachen Liedes dessen Grundton zu erkennen und dessen Ende zu ahnen ist. Ja sogar die Varianten des Ablaufs sind oft zu erschließen, hört man die ersten Tonfolgen – einer Liturgie im gregorianischen Gesang – einer Bachkantate – eines Menuetts von Mozart oder eines Liedes von Schubert. Immer kommt zum Klingen, was in der Zeit sich verändern kann. Dies ist von Gesellschaft zu Gesellschaft unterschiedlicher Art. So bietet die Musik eine Möglichkeit, sich zusammen mit uns unbekanntem Aspekten der Zeit auch eine neue Art des Zuhörens zu erschließen: beim Klang afrikanischer Trommeln die Veränderungen zu erwarten, die die, die sie schlagen, für möglich halten. Jüngst wurde nun auch dieser Weg eingeschlagen – ein Geschenk der Zeit.

Ich spreche von der Zeit, die zerstört: Angeregt von der Zeit, beschenkt von der Zeit, die auf das Vertrauen der Historiker so dankbar zu reagieren scheint, geraten wir manchmal in Gefahr zu vergessen, was wir Historiker mit unserer Zeitgebundenheit bereits angerichtet haben. Wir haben der Zeit Ordnungen zugeschrieben, die allzu lernbereite Politiker, gutwillig oder vom Wunsch nach Macht besessen, zu verwirklichen suchten. Das waren schon wir Historiker, es läßt sich nicht leugnen. Und doch sollten wir uns

nicht zu viel zutrauen, auch nicht unserer Zukunft. Es war die Zeit, die uns benutzte, die Zeit, die darauf drang, daß sie erkannt wurde. Den Historikern gegenüber mag sie gelegentlich dankbar sein. Sonst ist sie in vertrakt unheimlicher Weise darauf bedacht zu vernichten. „Die Zeit ist der Erzketzer, der Erzkritiker, dem alles, was entsteht, wert ist, daß es zugrunde geht; die Zeit ist eine unendliche Bank der Spötter.“ – Gewiß, aber es ist nicht nur ihr Spott, der verwirrt, sie ist unheimlicher.

Dabei begann es so hoffnungsvoll.

Wie war es noch bei Karl dem Großen gewesen? „Auf dem Spiel stand der Platz der Gegenwart zwischen Genesis und Apokalypse.“ Die geordnete Zeit ließ damals erkennen, wie ein Mensch zu handeln hatte. – Andere Ordnungen meinte Jahrhunderte später Joachim von Fiore in den Zeitfolgen zu entdecken. Er konstruierte Analogien, fand Muster, die sich wiederholten, und meinte, so mit Hilfe von Parallelen aus dem Alten und Neuen Testament auf ein unmittelbar bevorstehendes Reich, das Reich des Heiligen Geistes, schließen zu können, in dem die Menschen inspiriert den richtigen Weg gingen. Wer daran glaubte und dem Wirken des Geistes entsprechend zu leben suchte, der hatte bald Mühe, Ketzergerichten zu entgehen, die darauf bedacht waren, ihn zu verbrennen. Aber eine Hoffnung erfüllte ihn, eine Hoffnung auf Zukunft. – Später, als die Realisten unter den Historikern stolz darauf wurden, beim Menschen nur schlechte Eigenschaften gelten zu lassen, glaubten auch sie, selbst wenn sie den analytischen Scharfsinn eines Machiavelli besaßen, Zeitordnungen zu erkennen, die Hoffnungen weckten. Es ließen sich, so meinte Machiavelli, Zeiten erneuern, und er gab Rezepte an, wie man Menschen, wenn man sie nur ein bißchen unter Druck setzte – durch regelmäßige Steuerbelastungen und einen hin und wieder strafenden Gott –, in so verjüngte glückliche Zeiten versetzen könnte. – Noch später meinten Historiker, aufgrund ihrer Kenntnis des Verlaufes der Zeiten dem Menschen eine aufgeklärte Zukunft voraussagen zu dürfen. Die Zeit selber ließ Männer und Frauen trotz der kleinen Schwierigkeiten, in die sie diese da und dort brachte, erfindungsreicher, produktiver, wendiger und vollkommener werden. Mit Fortschritt war, so die Historiker, durchaus zu rechnen. Und aus diesem Enthusiasmus heraus entstanden Reformen, die die Folter abschafften und die Hexenprozesse, die sich um Besserung sozialer Verhältnisse mühten und die einiges erreichten.

Dann jedoch ging es im 19. Jahrhundert in eine andere Richtung. Die Dialektik der Prozesse wurde erkannt und Revolutionen wissenschaftlich begründet. Den Revolutionen und dem Fortschritt zuliebe wurden Diktaturen

gefordert und aus den Gesetzen der Geschichte als notwendig abgeleitet. Wer sich widersetzte oder dem Trend der Entwicklung gar nicht folgen konnte, weil er die Forderungen der Zeit nicht erkannte, wurde im Namen einer Geschichtslehre, die die Ordnungen der Zeit zu kennen meinte ... Ich will darüber nicht sprechen.

Die Historiker konnten auch ganz andere Ordnungen sehen! Was ließ sich aus der Kolonialpolitik nicht alles ableiten an historischen Gesetzen. Die Zukunft sollte den Weltreichen gehören. „Mitteleuropa“ war den Erfordernissen der Zeit entsprechend zu organisieren – natürlich unter deutscher Herrschaft –, wofür noch im Ersten Weltkrieg der väterliche Freund unseres ersten Bundespräsidenten, sein politischer Lehrer, Friedrich Naumann, warb. Kriege waren unter diesem Aspekt nicht nur hinzunehmen, sie waren durch Rüstung vorzubereiten. Die Zeit, so sagten die Historiker, fordere es.

Es war eine eigentümliche Situation. Menschen wie Friedrich Naumann fanden, was sie herbeizuführen suchten, wofür sie im Reichstag der Regierung Steuern bewilligten, durchaus unerfreulich. Doch die Zeit hat ihre eigenen Gesetze, so sagten sie. Auf persönliche, humane Empfindungen durfte man da keine Rücksicht nehmen, nicht bei sich jedenfalls, vor allem nicht bei sich. Eine merkwürdige, schizophrene Verhaltensweise gewöhnten sich die Menschen an. In der Familie, zwischen Freunden, galt nicht, was für die Gesellschaft notwendig erschien; denn die Zeit...

So machten sich Politiker diese Art, in der Geschichte von der Zeit diktierte Gesetze zu suchen und aus diesen gegen das eigene Gewissen eine eigene Staatsmoral abzuleiten, unter dem Einfluß der Historiker zu eigen. Doch der Einfluß der Historiker kann schwinden. Es ist sogar möglich, daß Historiker die Theorien ihrer Kollegen widerlegen oder daß diese sich einfach, ohne widerlegt zu sein, in nichts auflösen. So gingen gerade in den letzten Jahren Staaten zugrunde, deren Regierungen behauptet hatten, in der Politik historischen Gesetzen, die dem Zeitenablauf gerecht werden sollten, zu folgen. Diese Veränderungen, die freilich nicht das Verdienst der Historiker waren, haben ihre guten Wirkungen. Gewiß, Menschen, die der Zeit Ordnungen zuschrieben und in ihrem Namen Kriege begannen, Völker vernichteten, haben in den letzten 100 Jahren unheilbaren Schaden angerichtet. Doch wer glaubt heute noch an Ordnungen dieser Art? Wozu sich beunruhigen?

Die Zeit indessen wirkt hintergründiger – seit langem schon. Sie zerstört, was Menschen erbauten, nicht nur, wenn diese ihr einen Ablauf zuschrei-

ben, den sie nicht einschlug. Sie kann in einer anderen Weise herrschen, und den Menschen wird es immer schwerer, sich ihrer Herrschaft zu entziehen.

Vor ein paar Jahren wurde hier in Stuttgart eine Geschichte erzählt, von der niemand sagen kann, ob sie erheitern oder traurig stimmen soll: Ein Kunsthistoriker starb. Als seine Kräfte nachließen, reichte ihm ein Freund ein Kreuzifix, das er über sein Bett hielt, in alter christlicher Tradition. Sogar Ketzer, die verbrannt wurden, zeigten Mönche den Gekreuzigten, damit die Verurteilten sich seiner Gnade anvertrauen konnten – eine letzte Möglichkeit, sich nach einem Leben voller Irrtümer Gott zuzuwenden. Über das Gesicht des Kunsthistorikers, von dem diese Geschichte handelt, ging ein Leuchten, als er das Kreuz sah, und er sprach „Oberrheinischer Meister, letztes Drittel des 15. Jahrhunderts“. Steht vor uns ein fordernder, ein hilfreicher Gott, dann beziehen wir sein Handeln nicht mehr auf uns: Wir weisen ihn einer Zeit zu.

Das vermochte die Zeit. So herrscht die Zeit. Wenn ein Maler wieder eine Häßlichkeit auf die Leinwand gebracht hat und diese in einer Galerie hängt, wird keiner sagen: „Dies Bild ist nicht schön!“ Statt dessen werden sie fragen: „In welcher Hinsicht spiegelt dies Werk unsere Zeit?“ Wenn Eltern ihrer 16jährigen Tochter nicht erlauben wollen, allein mit einem verheirateten Freund nach Italien zu reisen, da es dabei zu Situationen kommen könnte, in der ihre Tochter sich dazu verleiten ließe, gegen die Gebote der Moral zu verstoßen, dann wird diese lachend antworten: „Eine solche Moral mag es zu eurer Zeit gegeben haben. Wir leben aber jetzt in einer anderen Zeit.“

Die Historiker haben in mühseliger, beharrlicher, und wie man inzwischen feststellen kann, erfolgreicher Tätigkeit zusammen mit den Kunsthistorikern und den Soziologen und den Wirtschaftshistorikern und den Philosophiehistorikern und den Kirchenhistorikern – zusammen mit allen, die über die Geschichte arbeiten – nachgewiesen, daß es nichts gibt, was nicht einen zeitbezogenen Charakter hat. Sie fragen nicht: Wer ist Gott, und was will er von mir? Ihnen ist wichtiger zu erkennen, wie die Menschen Gott im 15. und im 16. und im 19. Jahrhundert wahrnahmen. Sie wollen nicht wissen: Was ist schön und warum ist es schön? Sie diskutieren, was die Menschen im 11. und im 14. Jahrhundert für schön hielten. Und der Historiker, der Philosoph, der Theologe, sie alle können nicht umhin zu akzeptieren, daß auch die moralischen Vorstellungen sich in zentralen Bereichen änderten. Die Menschenrechte, für die wir eintreten und an denen sich unser Grundgesetz orientiert, galten nicht in der Zeit, in der Paulus

seine Briefe schrieb, in der Thomas von Aquin seine Summen formulierte und in der Cortez das Reich von Montezuma eroberte – in den Zeiten, in denen die Sklaverei, die nun wirklich gegen die Menschenrechte verstößt, akzeptiert oder sogar gerechtfertigt wurde. Unter dem Einfluß dieser Erkenntnisse wollen viele nach wie vor lieber wissen, welcher Art denn die Moralvorstellungen jener Zeiten waren. Die Zeit hat erreicht, daß es keine Maßstäbe mehr gibt. Das Schöne, das Gute, ja sogar die Gotteserkenntnis, alles ist zeitbezogen.

In einer parlamentarischen Demokratie, die Bürgerinitiativen zuläßt, gelegentlich sogar auf sie hört, mag dies nicht bedenklich sein. In einer Diktatur hat es, wie die Geschichte der Deutschen in der ehemaligen DDR gezeigt hat, oft beunruhigende Folgen. Wenn alles nur zeitbedingt ist, was hat der Mensch dann für Maßstäbe, die einen Widerstand gegen menschenverachtende Forderungen rechtfertigt? Noch schlimmer: Wenn alles zeitgemäß ist, ist nicht vielleicht gerade die Diktatur, in die man unglückseligerweise hineingeriet, die zeitgemäße Regierungsform? Die Zeit ist es, die die Sicherheiten, die vor 50 Jahren noch für die meisten, die vor 100 Jahren für fast alle gegeben waren, vernichtete.

Wir kommen wieder zu den Historikern. Sie haben sich von der Zeit beschenken lassen, sahen wir, das hat ihnen oft gut getan. Ihre Tätigkeit bereitete ihnen Freude, sie erhielt sie jung. Die Historiker haben es allerdings gleichzeitig hingegenommen, daß die Zeit sie in die Hand nahm wie ein Werkzeug und daß sie ihr Werk damit tat, ein Werk der Vernichtung. Darüber haben sie nicht oft gesprochen, die Historiker.

Manchmal frage ich mich, ob sie sich dessen überhaupt bewußt sind. Was geschehen ist, läßt sich nicht wie ein von der Kurbel abgelaufener Strick zurückwickeln. Alle Versuche, erneut auf Zeitlosigkeiten zu kommen oder fundamentalistische, zeitenthobene Wahrheiten durchzusetzen, haben in unserem Jahrhundert die Situation meist verschlimmert. Und die Fundamentalisten, denen wir seit einigen Jahrzehnten auf unserer Erde begegnen, sehen nicht so aus, als ob sie irgendeine erwägenswerte Alternative anzubieten hätten.

Ich spreche über die Zeit, die fordert. Wir sind mit der Zeit umgegangen, als ob sie nur da sei – ein neutrales Etwas, das uns die Möglichkeit bot, in ihrem Raum zu handeln. Manche projizierten Ordnungen in die Zeit und meinten, Gesetze der Zeitfolge zu entdecken oder schrieben der Zeit einen Geist zu und behaupteten, daß der „Zeitgeist“, den sie zu verstehen meinten, sich wandle. Es war so leicht, sich vielerlei auszudenken; denn wer an der Richtigkeit dieser Gedanken zu zweifeln begann, konnte sich wieder

auf seine erste Vermutung zurückziehen, daß die Zeit ein neutrales Etwas sei, das Raum zum Handeln gewähre.

Die Zeit muß sich diese – unsere – Art mit ihr umzugehen, nicht gefallen lassen. Sie kann Forderungen stellen – fordern, daß wir sie zumindest sorgfältig betrachten. Was wird anders, wenn kein Ziel mehr vorliegt, nichts mehr eine Funktion hat? Wohin treibt eine sich selbst überlassene Dynamik? Zeigt diese, was die Zeit bringt?

In eigener Weise haben die Physiker damit begonnen zu fragen, was sich mit sich selbst überlassenen Vorgängen ereignet. Sie bescheinigten sehr früh, im 19. Jahrhundert, als sie den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik formulierten, den geschlossenen Systemen, daß diese, dem Gesetz der Entropie folgend, in immer größere Unordnung gerieten. – Sie beobachteten die Zeit erneut, als sie mit Einstein die Schnelligkeit von Bezugssystemen – in Relation zur Lichtgeschwindigkeit – mit Verlängerungen oder Verkürzungen der Zeit in Korrelation setzten. – Sie haben sich erneut auf die Zeit eingelassen, als sie innerhalb der Synergetik Systeme untersuchten, in denen nicht die Unordnung, sondern die Ordnungen zunahmen, – als sie die seltsamen Attraktoren berechneten, denen chaotische Bewegungen folgen. – Sind das nun, so müssen wir fragen, die Beobachtungen, durch die wir erfahren, was die „Zeit“ ist? Sind es die Bemühungen, die die Zeit von uns erwartet?

Historiker würden zögern, hierauf eine Antwort zu geben. Sie wissen – und das können sie einfach nicht vergessen –, daß die Menschen früher – und in anderen Kulturen – einen Widerpart der Zeit kannten – Christen und Muslime die „Ewigkeit“, Buddhisten die „Zeitlosigkeit“.

Karl der Große rechnete mit der Ewigkeit. Augustin meinte, sie sei für Gott ein „Heute“, in dem alle unsere vergangenen und kommenden Tage gegenwärtig seien. Führt die Beobachtung der Zeit dazu, daß man sie, wie nach der Beschäftigung mit Karl dem Großen, mit der Fliehkraft einer Drehscheibe vergleichen kann, die auf einen ruhenden Punkt hinweist?

Auch Sprachwissenschaftler scheinen zu zögern. Etwas hoffen sie manchmal, meine ich, auf eine verborgene Erkenntnis, die, früher einmal gewonnen, nun verschlüsselt in verschiedenen Sprachen liegt, um gelegentlich da und dort aufzublitzen. Ist die Zeit eine pulsierende Zeit, eine rhythmisch pulsierende Zeit? Wieder ein Bild, wieder eine Möglichkeit – als Möglichkeit auch den Physikern vertraut, ein Gedanke, mit dem Historiker sympathisieren können, um ihn dann manchmal zu verwerfen.

Lassen wir die Geschichte beiseite, die ja nicht nur Gutes zuwege brachte. Wie ist es mit der Biologie?

In mancher Hinsicht scheint sie ein Verbündeter der Geschichtswissenschaftler. Sie kennt eine Evolution oder, vorsichtiger formuliert, sie weiß darum, daß es zu Zeiten Pflanzen und Tiere noch nicht gab, die zu *späteren Zeiten dann da sind*. Über sozialwissenschaftliche Resultate mag man, zumal wenn sie aus der Vergangenheit stammen, gelegentlich streiten. Daß es Unterschiede zwischen dem Körper eines Kartoffeltierchens und dem Körper eines Waschbären gibt, ist wohl nicht zu bezweifeln. Was ereignet sich im Ablauf der Zeit? So läßt sich fragen, wenn wir die Evolution beobachten.

Gegen die Frage wird niemand etwas einwenden. Allerdings wird jeder der Meinung sein, daß höchstens ein Biologe ihr nachgehen kann.

Etwas hat sich freilich in den letzten Jahren ereignet, das die Wissenschaftler – auch die Natur- und Sozialwissenschaftler – in einer überraschenden Weise wieder zusammenbringt –, auch dies ein Verdienst der Zeit, ein Geschenk der Zeit. Vorsichtig formuliert, soll es zum Abschluß kurz erwähnt werden.

Die Geschichtswissenschaft hat seit ihrem Beginn, seitdem Herodot seine reizvolle Kulturgeschichte und seit Thukydides seine schulmeisterlich strenge politische Geschichte schrieb, gefragt, von welcher Art denn die Menschen sind, die reden und handeln und Krieg führen und Frieden schließen. Und aus der Eigenart der Menschen wurde das Geschehene abgeleitet.

In jüngster Zeit nun begannen, unabhängig voneinander, Wissenschaftler auf eine neue Art zu fragen. Sie untersuchen nicht die Eigenart der Wesen, um aus dieser Eigenart deren Verhalten zu erklären. Sie interessieren sich stattdessen dafür, wie ein Geschehen abläuft – eine Handlung oder eine Bewegung – und wie der Ablauf eines Prozesses andere Prozesse beeinflusst. So berechneten die Physiker in der Synergetik den unterschiedlichen Ablauf von Lichtquellen, wenn sie sich im Laser angleichen. Resonanzphänomene wurden untersucht, bei denen ebenfalls Abläufe auf Abläufe wirken. Die Mediziner begannen zur selben Zeit sich für die Bewegungen der Kinder zu interessieren und entdeckten, daß diese gelegentlich die Bewegungen der Eltern übernahmen und so deren Krankheiten und Ängste oder ein elterliches Glück kennenlernten. Die Sprachwissenschaftler, Sie haben es gehört, studieren die Abläufe: pulsierend und rhythmisch. Auch die Historiker begannen innerhalb der Historischen Verhaltensforschung inzwischen mit Untersuchungen, die der Frage galten, wie ein Handlungsablauf einen anderen zu verändern vermag. Sie wollten wissen, welche Handlungsabläufe die Menschen anders werden lassen, in der Fabrik, am Fließband, jedoch auch in der Gymnastik oder bei Tänzen.

Durch diese Untersuchungen gerieten die Historiker in den Bann der Systemtheorie – freilich einer ungewöhnlichen Systemtheorie. Diese geht weder von Elementen, noch von Subsystemen aus und fragt auch nicht, ob diese die Komplexität einer Umwelt reduzieren. Sie versteht Systeme als Ablauf-Systeme, deren Prozesse – rotierend oder oszillierend – miteinander verkoppelt sind – operational geschlossen, wie es in der Fachsprache heißt. Diese Systeme formen und verändern die historischen Gesellschaften, sie scheinen auch in der Evolution zu wirken. So kommt es, daß sich über diese Systemtheorie Historiker der Biologie und Biologen der Geschichte zuwenden. Wohin diese Zusammenarbeit führt, ist noch nicht zu sagen, doch sie soll – so auch von unserem Stuttgarter Institut – am Zentrum für interdisziplinäre Forschung in Bielefeld nun begonnen werden. Mit diesen Studien zur Interaktion in Systemen sind Wissenschaftler der Zeit erneut nahe gekommen. Sie haben, jeder in seinem Fach, auch jeweils eine eigene Sprache entwickelt, eine Sprache, die darauf angelegt ist, von den Sprachen der anderen Wissenschaften zu lernen und diese ihrerseits – zu bereichern.

Wer meint, die Zeit fordere von ihm, ihr nachzugehen, sie zu beobachten, darf vor einem Wagnis nicht zurückscheuen. Er mag sich, lieber Herbert Heckmann, an Deinen Anonymus halten und Yoriks Betrachtungen folgend, wird er sich zwar noch nicht trauen, ein Loblied auf die „Verbindung“ zu singen. Er möchte allerdings, wenn auch etwas verlegen, bekennen, daß diese in unseren Tagen entstehende „geheimnisvolle Verbindung“ zwischen den verschiedenen Disziplinen ihn hoffen läßt, auch den Forderungen der Zeit zu entsprechen und so etwas der Zeit Angemessenes auf den Weg zu bringen. – Was meint Yorik? „Wie groß ist dein Einfluß, wie ausgedehnt ist deine Macht!“